Naturgeschic... Volksmärchen aus Nah und Fern

Oskar Dähnhardt



The Karl Weinhold Library. Presented to the University of California by John D. Spreckels A.D. MDCCCCIIII



Hochgeehrter Herr Geheimrat!

Gleichzeitig mit diesem Briefe gebe ich ein Bändchen naturgeschichtlicher Volksmärchen zur Post und bitte Sie, es gütigst anzunehmen. Es ist kürzlich erschienen, und ich wollte es Ihnen zu Weihnachten überreichen. Aber da wir das Fest in Dresden verlebten, so kam meine Absicht nicht zur Ausführung.

Möchten Sie einige Freude an dem bescheidenen Büchlein haben und mit dem Gedanken und dessen Ausführung einverstanden sein.

Indem ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau Gemahlin meine herzlichsten Glückwünsche zum neuen Jahre ausspreche, bin ich in aufrichtiger Verehrung

Ihr dankbar ergebener

Leipzig 30/12 97. Oskar Dähnhardt.

Seinem verehrten Lehrer
Herrn Geheimrat Weinhold
in treuer Dankbarkeit
Weihnachten 1897. Dr. Oskar Dähnhardt.

Naturgeschichtliche Volksmärchen

aus nah und fern.

Gesammelt

von

Oskar Dähnhardt.

Mit einer Titelzeichnung von O. Schwindrazheim.



Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1898.

Einen Blick in das innere Leben der Völker zu thun, muß jedem Gebildeten ein reiner und erhabener Genuß sein. Wo aber offenbart sich die Volksseele? Nirgends deutlicher als in der Dichtung des Volkes, in seinen Liedern, seinen Sprichwörtern, seinen Sagen und Märchen. Und unter den Märchen wieder giebt es eine eigene Gruppe, die mir besonderer Beachtung wert zu sein scheint, und die ich deshalb, so weit es anging, zu einem Bande vereinigt habe. Es sind Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden oder warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen.

Man könnte sie naturforschende Märchen nennen. Freilich ist diese Naturforschung ganz wundersamer Art. Sie stammt nicht aus dem denkenden Kopfe, sondern aus dem empfindenden Herzen. Denn die Natur ist eng mit dem Gemütsleben des Volkes verwachsen. Seine Kenntnis von der Natur beruht allein auf der Liebe zu ihr und reicht nur gerade so weit, wie diese reicht. Ganz ebenso beruht die märchenhafte Naturdeutung auf liebevoller Betrachtung der Natur. Der Mann, dem auch das kleinste Kräutlein oder Tierlein als vollwichtiger Teil der großen Gottesschöpfung gilt, nimmt seine Umgebung nicht als etwas Gegebenes gedankenlos hin. Sie ist ihm des Nachsinnens wert, und er macht einen kleinen Schritt von der Betrachtung zur Erklärung. Nun kann und will aber das gewöhnliche Denken keine wahren, wissenschaftlichen Gründe für natürliche Erscheinungen ertifteln. Viel leichter ist eine märchenhafte Ursache gefunden, sie reizt den Künstlergeist, der im Volke schlummert. Und so entsteht das naturgeschichtliche Märchen. In ihm vereinigt sich sinnige Beobachtung, dichterisches Fühlen und obendrein, und nicht zum wenigsten, herzlicher, echter Humor.

Der Volksgeist hat hier einen weiten Spielraum, um sich zu tummeln. Und doch zeigen die Naturmärchen der verschiedenen Völker eine Gemeinsamkeit der Denkweise, die sonderbar wäre, wenn nicht eben aller menschliche Geist als Ausfluß aus gemeinsamem göttlichen Quell gleichgeartet sein müßte. Auch die häufige Übereinstimmung der Märchenstoffe unter den einzelnen Völkern könnte sonderbar erscheinen, aber es ist ja bekannt, daß solche Stoffe weite Wanderungen gemacht haben, über alle zeitliche und irdische Grenze hinweg. Es beweist dies aber nicht minder einen gewissen Zusammenhang menschlicher Vorstellungen, während andrerseits auch die Erkenntnis eines besonderen Volkes durch die Beobachtung gefördert wird, welche Stoffe es vorzugsweise übernommen und sich angepaßt hat. Zuweilen erklären sich Übereinstimmungen aus uraltem, gemeinsamem mythischen Ursprung. Unter den Naturmärchen wird der Kundige manches finden, das nicht aus Naturbetrachtung hervorgegangen, sondern aus einem heidnischen Mythus umgedichtet ist. Immerhin wird man annehmen dürfen, daß diese Umbildung nicht, oder nicht so, erfolgt wäre, wenn sich die Naturliebe nicht des Stoffes bemächtigt hätte. Dies gilt beispielsweise von dem Märchen vom Schellfisch, als deren Urgestalt der Mythus von Thors Fischfang anzusehen ist.

Angesichts des bedeutenden Umfangs der volkskundlichen Litteratur habe ich auf Vollständigkeit der Sammlung verzichtet*) und die Werke in fremden Sprachen von vornherein ausgeschlossen. Stets bin ich bestrebt gewesen, nur Volkstümliches zu sammeln, — was ich den vielgetadelten Büchern Veckenstedts entnommen habe, scheint mir nicht anfechtbar — und stets habe ich mich in allem Wesentlichen streng an die Quellen gehalten, sachliche Änderungen oder Ausschmückungen geflissentlich ver-

*) Ich brauche kaum besonders zu versichern, daß ich für jede Mitteilung dankbar sein werde, die mich in den Stand setzt, meine Auslese zu erweitern. Zugleich benutze ich die Gelegenheit, eine Arbeit anzukündigen über „die Handwerker im Volksmunde“ und auch hierfür um gelegentliche Unterstützung zu bitten.

mieden. Dagegen mußte ich oft stilistisch bessern, besonders dann, wenn die Quelle den Märchenton in der Erzählung verfehlt hatte.

Für den Fachmann soll dies Büchlein nichts sein, als eine bequeme Vereinigung weit verstreuten Materiales. Sodann aber hoffe ich, den Freunden der Volkskunde einen Lesestoff von wunderbarem Reize zu liefern und auch in weiteren Kreisen die Teilnahme für diese Bestrebungen zu wecken und zu beleben. Die Erforschung des Volkstums ist ja auf die Mitwirkung des großen Publikums angewiesen, und die Vereine für Volkskunde, die sich jener schönen patriotischen Aufgabe gewidmet haben, bedürfen seiner Hilfe. Denn fast ist es schon zu spät, die Reste des Volksglaubens und der Volkssitte zu sammeln. Bald werden, wie jüngst von berufener Seite gesagt wurde, die Schätze auf ewig versinken, wie der Hort der Nibelungen in den Fluten des alten Vater Rhein. — Auch an unsere Jugend habe ich gedacht, während das Büchlein entstand. Ich bin überzeugt, daß es ihr zur Freude gereichen wird. Und die Naturliebe, der es in den großen Städten an Gelegenheit fehlt, sich zu entfalten, kann dadurch vielleicht mehr gefördert werden, als durch den naturwissenschaftlichen Unterricht. Zu dessen Belebung werden die Märchen, wie volkskundliche Hinweise überhaupt, sicherlich beitragen. Auch sonst, glaube ich, wird die Sammlung der Schule willkommen sein.

Leipzig, im November 1897.

Dr. **Oskar Dähnhardt,**
Gymnasiallehrer zu St. Thomä.

Inhaltsverzeichnis.



1. Die Ziegen.

1. Gott der Herr hatte alle Tiere erschaffen und sich die Wölfe zu seinen Hunden auserwählt: bloß der Geiß hatte er vergessen. Da richtete sich der Teufel an, wollte auch schaffen und machte die Geißen mit feinen langen Schwänzen. Wenn sie nun zur Weide gingen, blieben sie gewöhnlich mit ihren Schwänzen in den Dornhecken hängen, da mußte der Teufel hineingehen und sie mit vieler Mühe losknüpfen. Das verdroß ihn zuletzt, war her und biß jeder Geiß den Schwanz ab, wie noch heut des Tags an den Stümpfen zu sehen ist.

Nun ließ er sie zwar allein weiden, aber es geschah, daß Gott der Herr zusah, wie sie bald einen fruchtbaren Baum benagten, bald andere zarte Pflanzen verderbten. Das jammerte ihn, so daß er aus Güte und Gnaden seine Wölfe dran hetzte, welche die Geißen, die da gingen, bald zerrissen. Wie der Teufel das vernahm, trat er vor den Herrn und sprach: 'Dein Geschöpf hat mir das meine zerrissen'. Der Herr antwortete: 'Was hattest du es zu Schaden erschaffen!' Der Teufel sagte: 'Ich mußte das: gleichwie selbst mein Sinn auf Schaden geht, konnte, was ich erschaffen, keine andere Natur haben, und mußt mir's teuer zahlen!' 'Ich zahl dir's, sobald das Eichenlaub abfällt, dann komm, dein Geld ist schon gezählt.' Als das Eichenlaub abgefallen war, kam der Teufel und forderte seine Schuld. Der Herr aber sprach: 'In der Kirche zu Konstantinopel steht eine hohe Eiche, die hat noch all ihr Laub.' Mit Toben und Fluchen entwich der Teufel und wollte die Eiche suchen, irrte sechs Monate in der Wüstenei, ehe er sie befand, und als er wiederkam, waren derweil wieder alle anderen Eichen voll grüner Blätter. Da mußte er seine Schuld fahren lassen, stach im

Zorn allen übrigen Geißen die Augen aus und setzte ihnen seine eigenen ein.

Darum haben alle Geißen Teufelsaugen und abgebissene Schwänze, und er nimmt gern ihre Gestalt an.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen II, S. 204, Nr. 148.)

2. Es war einmal ein armer Mann, der konnte gut zimmern und mauern, aber zu beißen hatte er eben nicht viel. Gern wär er reich geworden, doch er hatte fünf kleine Kinder, und da ist's unmöglich reich zu werden.

Nun hatte einmal das Wasser eine Brücke weggespült, über die man gehen mußte, wenn man in die Kirche wollte. Drum sollte sie schnell wieder gemacht werden. Man ging zu dem Manne und fragte den, ob er die Brücke für hundert Thaler in drei Tagen machen könnte. Der Mann sah wohl ein, daß er um den Lohn ein reicher Mann werden könnte, und bat um einen Tag Bedenkzeit. Man gab sie ihm, und er besann sich den ganzen Tag bis um 12 Uhr nachts und sah am Ende doch, daß es ihm in der Frist nicht möglich wäre. Schon wollte er traurig zu Bette gehn, da klopfte es auf einmal ganz leise an seiner Thür, und ein kleines Männlein kam herein. Es wünschte ihm guten Tag und fragte den Maurer, warum er so traurig sei. Der Maurer erzählte ihm alles, wie es war. Das kleine Männlein aber lachte und sagte: 'Da ist bald geholfen, ich stelle dir die Brücke her, ehe die drei Tage vorüber sind. Doch die erste Seele, die von deinem Hause über die Brücke geht, ist mein.' Dem Maurer schauderte anfangs, da er merkte, wer das kleine Männlein sei. Aber es kam ihm gleich ein guter Gedanke, und er schloß mit dem Teufel den Vertrag ab. In drei Tagen stand die Brücke fix und fertig da, wie das kleine Männlein gesagt hatte, und mitten drauf wartete schon der Teufel auf die erste Seele von des Maurers Hause. Der aber holte schnell den Ziegenbock aus seinem Stall und jagte den über die Brücke. Doch wie der Teufel den Ziegenbock hertrappeln sah, riß er ihm vor Zorn den Schwanz aus, und seitdem haben die Ziegen kurze Schwänze. Der

Maurer aber hat hundert Thaler gekriegt und ist ein reicher Mann geworden.

(Nach d. mundartl. Erzählung bei Vonbun, Die Sagen Vorarlbergs, 2. Aufl., 1889, S. 145 f.)

3. Einstmals, da der Heiland von den gottlosen Juden verfolgt wurde und sie ihn von Ort zu Ort hetzten, weil sie ihm ans Leben wollten, begegnete er einer Ziege und hätte sich gern unter ihr versteckt. Allein das garstige Tier schlug den Schwanz hinauf und ließ deu Heiland seinen Verfolgern sehen. Er sprang also hurtig weiter, und da er ein Schaf in der Nähe sah, so kroch er auf Händen und Füßen zu ihm hin und versteckte sich unter ihm, und das gute Geschöpf ließ seinen Schwanz geschwind hängen und duckte sich fest und sorglich zusammen, so daß es ihn vor aller Augen verbarg.

Von dem Tage an kehrt sich der Schwanz der Ziege aufwärts, während der des Schafes niederhängt.

(Von der vor der westirischen Grafschaft Mayo gelegenen Insel Achill: Erin VI = Sagen u. Märchen von K. v. K. — Killinger — II, Stuttg. u. Tüb., Cotta, 1849, S. 401.)

4. Als Gott mit der Schöpfung fertig war, da wollte er noch ein Tier erschaffen, das fromm und geduldig den Menschen von großem Nutzen werde. Sinnend saß er auf seinem Throne, da trat der Teufel heran und fragte ihn: 'Was sinnst du?' 'Ich will,' sprach Gott, 'ein Tier erschaffen, das fromm und geduldig den Menschen von großem Nutzen werde.' Und er nahm Lehm und formte ein Tier, dem er Leben einhauchte. Der Teufel machte es nach, setzte aber dem Tiere — in der Meinung, daß es dadurch schöner werde — einen Bart unter das Kinn und spitze Hörner auf den Kopf. Dann bat er Gott, er möge auch seinem Tiere Leben einhauchen. Gott that es, und auf diese Weise wurden die Menschen gleich mit zwei neuen Tieren beschenkt, dem Schaf, das Gott gemacht, und der Ziege, die der Teufel gemacht hatte.

Der liebe Gott nahm nun ein großes Gefäß hervor, in welchem er den Verstand bewahrte, und als er bemerkte, daß

sich nur noch wenig Flüssigkeit am Boden des Gefäßes befinde, sprach er zum Teufel: 'Diesen Tieren will ich nur einige Tropfen Verstand verleihen, denn im Gefäß ist nur noch wenig vorhanden, und vielleicht brauche ich davon noch für künftig zu erschaffende Tiere.' Er nahm also das Gefäß und ließ daraus einige Tropfen Verstand auf den Kopf des Schafes fallen. Als er darauf auch auf den Kopf der Ziege Verstand tröpfelte, da stieß der Teufel absichtlich an das Gefäß, und so fielen bedeutend mehr Tropfen auf die Ziege, als auf das Schaf. Da rief der Teufel lachend: 'Mein Tier ist nun klüger, als das deine!' Gott aber erwiderte: 'Es soll aber auch solch närrische Possen treiben, wie du, und als Strafe dafür mit kargem Futter sich begnügen müssen.'

(Märch. der siebenbürgisch. Armenier, v. Wlislocki, Märch. u. Sag. der Bukowinaer u. siebenb. Armenier, S. 12 — auch in Veckenstedts Zschr. f. Volkskunde II, S. 28. — Als Geschöpf des Teufels erscheint die Ziege auch bei Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) I, S. 224.)

---

2. Das Maul des Störs.

Der Stör hatte früher gerade solches Maul, wie es alle übrigen Fische auch haben. Nun war er aber von jeher ein großer Fresser, und um satt zu werden, verzehrte er große Mengen anderer Fische. Mit Vorliebe machte er sich an die Häringe, und schon war es so weit gekommen, daß die Häringe anfingen auszusterben. Da gebot der liebe Gott dem Stör, nicht so viel zu fressen. Der aber ließ sich dadurch nicht abhalten, und deshalb nähte der liebe Gott ihm seinen Rachen zu und schnitt ihm unterhalb dessen ein neues Loch in den Hals, durch das er von jetzt ab seine Nahrung zu sich nehmen mußte.

Der Zwirnsfaden aber, womit der liebe Gott ihm das Maul zugenäht hat, ist noch jetzt am Stör zu sehen.

(Haas, Rügensche Sagen und Märchen 1891, S. 149 f.)

---

3. Die Preißelbeere.

1. Als Gott alle Kräuter und Bäume schuf, wollte der Teufel auch eine Pflanze erschaffen und bat dazu um Erlaubnis, die er denn auch erhielt. Da schuf er die lockenden Preißelbeeren, sprach aber in seiner Bosheit dabei den Fluch aus, daß ihm jeder verfallen sei, der davon esse. Das war aber Gott Vater nicht recht. Er setzte daher auf jede Beere ein Kreuzlein und hob dadurch den Fluch des Teufels auf, so daß die Beeren jetzt völlig unschädlich sind.

(Zingerle, Sagen aus Tirol 2. A. S. 371. Vgl. Vernaleken, Alpensagen S. 294. Die Beere ist von vier Kelchlappen gekrönt.)

2. Ein Klausner bat einst die h. Jungfrau um Obst für für die armen Bewohner des Gebirges. Da nahm Maria den Kranz, den sie auf dem Haupte trug, herab, zerpflückte ihn und streute ihn über die Berge. Daraus entstanden die Preißelbeeren, die wachsen seitdem reichlich auf den Bergen.

(Montanus, Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und deutscher Volksglaube 1854, S. 158)

4. Wie die Feindschaft zwischen Hund und Katze entstanden ist, und warum sich die Hunde beschnüffeln.

1. Die Tiere hatten einmal äußerst wichtige Dinge zu beraten. Es wurde eine Versammlung ausgeschrieben, wozu jede Tierart einen Abgeordneten senden sollte. Da kamen denn die Vögel und die Fische und die Vierfüßler von allen Seiten herbei, bis sie alle zusammen waren und nur der Elefant noch fehlte. Als er immer und immer nicht kommen wollte, beschlossen die Tiere, einen Gesandten zu dem Elefanten zu schicken. Sie losten, wer das sein sollte, und das Los traf den Hund. Der aber sagte: 'Wie soll ich den Elefanten finden, ich habe nie einen gesehen und kenne ihn nicht.' 'Den kannst du leicht finden und erkennen,' erwiderten die Tiere, 'er hat ja einen Buckel auf dem Rücken.' 'Dann werde ich ihn schon bringen,' sprach der Hund und lief fort. Er begegnete einer

Katze, die gerade einen Buckel machte, lud sie höflich ein, mitzugehen, und sie folgte ihm mit stets gehobenem Buckel. In der Versammlung angekommen, rief er: 'Hier ist der Elefant!' und stellte die buckelnde Katze vor. Aber da lachten ihn alle Tiere aus, und seitdem ist der Hund spinnefeind mit der Katze.

(Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 224 f.)

2. Vor Zeiten wollten einmal die Hunde keine Knochen mehr fressen und fingen deshalb einen Prozeß mit den Menschen an. Sie versammelten sich und gingen in Masse hin zu einem Advokaten. Als sie unterwegs auf eine Brücke gekommen waren, kamen die Katzen und warfen ihnen die Akten, die sie auf ihren Schwänzen trugen, ins Wasser. So verloren denn die Hunde ihren Prozeß und müssen noch bis diese Stunde Knochen fressen.

Daher ist die Feindschaft zwischen den Hunden und Katzen entstanden.

(Schambach und Müller, Niedersächs. Sagen u. Märchen, S. 320.)

3. Der König der Tiere lud eines Tages alle seine Unterthanen zu einem Feste ein, wobei es ein großes Gastmahl gab. Der Hund mußte mit in der Küche helfen, weil er ein so treues und zuverlässiges Tier ist, und namentlich die nötigen Gewürze herbeischaffen. Da ging einmal dem Koch der Pfeffer aus, und der Hund wurde zum Krämer geschickt, frischen zu holen. Aber er kehrte nicht zurück. Als er so lange ausblieb, sandte der Koch ihm einen andern nach, ihn zu suchen. Und damit dieser unter all den Hunden den rechten, mit dem Pfeffer, finde, so ließ man ihn am Pfeffer riechen. Der Hund lief fort, aber er kam ebensowenig, als der erste, wieder. Und so wurden noch andere nachgesandt bis zum letzten, der da war. Doch keiner kam wieder, sondern alle suchen noch bis auf diesen Tag den, der für das Gastmahl ihres Königs den Pfeffer holen sollte. Daher beschnüffelt einer den andern.

(Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 225.)

4. Ist mal ein Bauer mit seinem Hunde auf die Jagd gegangen. Da haben sie ein wildes Schwein erlegt. Als es

ans Teilen geht, behält der Bauer das Fleisch für sich und giebt dem Hunde die Knochen. Dieser, darob höchlich aufgebracht, geht hin und berät sich mit seinesgleichen, was zu thun sei. Da sind denn die Hunde hergekommen und haben Klage eingelegt gegen den Bauer. 'Unser Herrgott,' hat ihr Bevollmächtigter gesagt, 'hat den Hund mehr zum Fleischessen gemacht, als den Bauer.' Da hat das Gericht einen weisen Mann kommen lassen, daß der sein Gutachten in der Sache gebe. Der hat gesagt: 'Bauer, thu deinen Mund auf!' und des Landmanns Zähne besehn. Dann hat er gesagt: 'Hund, mach dein Maul auf!' und hat auch des Hundes Gebiß beschaut. Darnach thut er den Spruch: 'Der Hund ist im Recht!'

Ist nun dem Hunde auf ein Stücklein Haut das Urteil geschrieben, er habe ein größeres Recht zum Fleischessen, als der Bauer, und hat man solches mit einer bleiernen Bulle wohl versehen, dem Kläger übergeben. Der hat alsbald die kostbare Urkunde unter den Schwanz gesteckt, diesen eingekniffen und sich eilends auf die Heimfahrt gemacht. An einen Fluß gekommen, sieht er beim Überschwimmen sein Bild im Wasser, hält's für den lieben Vetter und beeilt sich, diesem die gute Mär mitzuteilen. Aber nach Hundesart bewegt er freudig den Schwanz, und plumps! fällt die Urkunde in die Tiefe. O weh! sagt er und stürzt sich ihr nach, um sie wieder zu suchen. Doch im Untertauchen wenig erfahren, ist er ertrunken.

Den Hunden war indes von dem günstigen Urteile ein dunkles Gerücht zu Ohren gekommen, und so hoffen sie noch immer den wiederzufinden, der es unter dem Schwanze trägt. Wenn daher ein fremder kommt, ist das erste, was sie thun, ihn hinten zu beschnüffeln.

(Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 460. Vgl. Strackerjan, Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg 1867, II, 88 f. Curtze, Volksüberlief. aus dem Fürstentum Waldeck S. 240 f.)

5. Vor Zeiten lebten Hund und Katze in guter Freundschaft mit einander, und die Katze that auch der Maus kein Leides. Da hatten aber einmal die Hunde auf dem Felde Hasen und anderes Wild erwürgt und gefressen. Wegen dieser

Übelthat erhoben die übrigen Geschöpfe Klage beim lieben Gott, und der beschied die Hunde sogleich vor Gericht. Da entschuldigten die Hunde ihr Verbrechen und sagten aus, sie wären dazu gezwungen gewesen, da sie nichts zu fressen hätten. Das Gericht prüfte ihre Sache mit Sorgfalt und gab ihnen zum Teil Recht. Anderen Teils aber erachtete es ihre That doch für böse und nannte sie ein öffentliches Schelmenstück. Darauf erlaubte Gott den Hunden fürder nur das fallende Vieh zu fressen.

Über diesen Bescheid erbaten sich die Hunde ein schriftliches Zeugnis und erhielten es auch. Das Zeugnis nahm auf Wunsch der Hundeversammlung der Hirtenhund in Verwahrung. Denn er war der größte und verläßlichste unter ihnen.

Das geschah aber im Herbst, als es überall feucht war, sodaß es dem Hirtenhunde viele Sorge machte, wie er das kostbare Zeugnis vor Nässe und Untergang in Acht nähme. Als es nun eines Tages heftig regnete, gedachte er in der Angst seines besten Freundes, des Katers, der ja immer im sicheren Stübchen oder auf dem Ofen saß. Den bat er nun, das Zeugnis unter seine Hut zu nehmen. Der Kater versprach es gern und rieb seinen krummen Buckel gegen des Freundes Füße. Darauf legten sie das Zeugnis oben auf dem Ofen nieder, wo es freilich warm und sicher liegen konnte.

Eines Morgens gerieten die Hunde im Walde an ein Rößlein, das sich gerade niederwarf und wälzte. Da liefen sie alle auf das Roß zu, bissen es tot und verschlangen es. Darüber ward neue Klage beim lieben Gott erhoben, und zornigen Sinnes beschloß er die Übelthäter ernstlich zu strafen. Als sie nun wieder vor Gericht standen, wurden sie schuldig befunden, das Roß erwürgt und Gottes Gebot übertreten zu haben, und sprachen sie also die Richter des Todes schuldig. Diesem Urteil aber widerstritten die Hunde und sagten aus, sie hätten gerade nach Gottes Worten gehandelt. Er habe ihnen alles frei gegeben, was zu Fall käme, und da nun das Roß gefallen sei, so sei es ihre Beute geworden. Denn davon habe der Herr kein Wort geredet, daß das gefallene Tier auch schon tot sein müsse.

Auf diese Entschuldigung begehrte das Gericht von ihnen das Zeugnis, das sie von Gott erhalten. Da es aber der Hirtenhund nicht bei sich trug, kniff er den Schwanz ein und jagte eilenden Laufes zu seinem Freunde, dem Kater. Der sprang den Ofen hinauf und suchte und kratzte nach dem Papier, doch es war vergebens! Die Mäuse hatten das teure Zeugnis zernagt.

Da ward die Katze den Mäusen so böse, daß sie ihnen Tag und Nacht nachzuspüren und sie zu fressen anfing, und das thut sie bis heute. Der Hund aber faßte einen Haß auf die Katze, und beide leben noch heutigen Tages in Feindschaft.

Jetzt getraute sich der Hirtenhund nicht, zu den andern zurückzukehren ohne Zeugnis. Derweilen warteten sie vergeblich, gingen ihm endlich nach und forschten nach ihm allerwegen, aber sie konnten ihn nicht finden. Darum läuft noch heutigen Tages ein Hund, wenn er einen andern sieht, gleich auf ihn los, um zu erfahren, ob er nicht das Zeugnis bei sich trage.

(Harry Jannsen, Märchen u. Sagen des esthn. Volkes. 2. Lief. Lpz. 1888. S. 157 ff. Vgl. J. Wenzig, westslav. Märchenschatz. Lpz. 1857. S. 44. Fr. S. Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven. Lpz. 1883. I, 53. Wolfs Ztschr. f. dt. Myth. II, 17. Veckenstedt, wendische Sagen, Märchen u. abergläub. Gebräuche 1880. S. 422 f. Ders., Mythen, Sag. u. Leg. der Zamaiten (Litauer) II, 173. Simrock, deutsche Märchen S. 127. — darunter kleine Varianten.)

---

5. Fuchs, Katze und Hund.

Einst verabredeten der Fuchs und die Katze, sie wollten einander behülflich sein, Jagdbeute zu machen. Dem Fuchs war es nämlich wegen der Wachsamkeit des Hundes unmöglich, in den Hühnerstall einzudringen. Und die Katze fing auf ihrem Gehöfte schon lange nichts mehr, weil die Vögel ihre Arglist kannten und scheu waren. Deshalb sollte der Fuchs für die Katze einen Vogel fangen, diese aber sollte dem Fuchs ein Huhn bringen.

Die Katze ging nun auf das Gehöft des Nachbars. Sie traf dort den Hund und sagte zu ihm, er möchte doch zu dem

Hund ihres Herrn kommen. Der habe nämlich ein so großes Stück Fleisch erhalten, daß er es unmöglich allein verzehren könne. Deshalb lasse er ihn einladen an dem Schmause teilzunehmen.

Der Hund ließ sich das nicht zweimal sagen und folgte der Einladung. Kaum war er fort, so stahl die Katze ein Huhn, und machte sich auf, es dem Fuchs zu bringen. Sie kam auch glücklich damit zu dem Bau des Fuchses. Dieser war nicht zu Hause, sondern auf den Vogelfang ausgegangen. Da dachte die Katze, ein ganzes Huhn sei für den Fuchs zu viel, und fraß die eine Hälfte auf, die andere Hälfte aber ließ sie im Bau zurück; dann machte sie sich auf, den Fuchs zu suchen. Vorher aber hatte sie den Mäusen den Auftrag gegeben, sie sollten das halbe Huhn bewachen.

Mittlerweile war der Hund inne geworden, daß ihn die Katze mit ihrer Einladung angeführt hatte. Als er nun auf sein Gehöft zurückgekehrt war, sah er, daß ein Huhn fehlte. Sogleich ging er, den Räuber zu verfolgen. Er hatte aber den Fuchs im Verdacht, denn er hatte ihn früher oftmals um den Hühnerstall schleichen sehen. Meister Reineke trieb sich gerade auf dem Felde herum, einen Vogel zu fangen, als plötzlich der Hund mit lautem Gebell auf ihn losfuhr. Da hatte der Fuchs nichts eiliger zu thun, als sich in seinen Bau zu retten. Dort fand er das halbe Huhn vor und verzehrte es in aller Gemütlichkeit. Es dauerte nicht lange, so kam die Katze an. Sie hatte den Fuchs vergeblich gesucht und war endlich zu dessen Bau zurückgekehrt. Nun hatte jedoch der Fuchs keinen Vogel gefangen; er leugnete keck, der Katze einen schuldig zu sein, er habe von ihr auch kein Huhn erhalten. Da glaubte die Katze, die Mäuse hätten das Huhn verzehrt, und seit dieser Zeit ist sie ihnen böse. Als sie nun wieder in ihr Gehöft zurückgelangt war, fuhr der Hund wütend auf sie los, weil sie ihn betrogen hatte. Die Katze aber sagte, daß sie die Einladung auf Bitten des Fuchses überbracht habe. Dieser hätte sich gescheut, mit dem Hund selbst zu sprechen. Somit sei der Fuchs der Betrüger; dieser habe auch das Huhn

gestohlen. Seit der Zeit verfolgt der Hund den Fuchs, aber auch auf die Katze ist er böse, daß diese die falsche Botschaft überbracht hat.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer). II, S. 175 ff.)

---

6. Vom Hasenmaul und vom Froschrücken.

1. Einstmals trafen sich Fuchs und Hase. Der Fuchs sagte verächtlich zum Hasen: 'Dich fürchtet doch niemand!' — 'Wer fürchtet dich denn?' fragte der Hase. — 'Mich fürchtet jedermann,' meinte der Fuchs. 'Ich besitze einen langen Schwanz, deshalb hält man mich aus der Ferne für den Wolf und fürchtet mich. Aber dich fürchtet doch niemand!' — 'Laß uns eine Wette eingehen,' sagte der Hase, 'ich werde dir zeigen, daß auch ich gefürchtet bin.'

Danach wandelten die beiden miteinander dahin, da erblickte der Hase eine Herde Schafe, die hinter einem Zaune ruhte. Mit einem Satze sprang er mitten unter sie. Im blinden Schrecken darüber stoben die Schafe auseinander, so schnell sie nur irgend konnten. Der Hase war überglücklich, seine Wette gewonnen zu haben, und fing an zu lachen und lachte so unbändig, daß ihm das Mäulchen kreuzweise zerriß. Von der Zeit an tragen alle Hasen die Lippen kreuzweis gespalten.

(Finnische Märchen übs. von E. Schreck. Weimar 1887. S. 228.)

2. Die Hasen kamen einst zusammen und überlegten miteinander, daß sie weglaufen wollten, dieweil sie vor allen Tieren flüchten müßten. Als sie nun so im Laufen waren, gelangten sie an eine Brücke, darauf saß gerade ein Frosch, der wurde bange vor ihnen und sprang von der Brücke und kroch hinunter. Als die Hasen seine Angst sahen, sprachen sie zu einander: 'Nun wollen wir bleiben!' und fingen an zu lachen, daß ihnen das Maul offen barst. Seitdem haben alle Hasen ein geborstenes Maul.

Der Frosch aber saß unter der Brücke und wagte sich nicht wieder weg, so lange, bis einmal ein dicker, schwerer Kerl

hinüberging. Der trat auf den Frosch, daß ihm der Rücken zerbrach. Seit der Zeit haben alle Frösche den Rücken zerbrochen.

(L. Strackerjan, Aberglaube u. Sagen aus d. Herzogt. Oldenburg. 1867. II, S. 93.)

3. Der Mond sandte einst den Hasen zu den Menschen und sprach zu ihm: 'Gehe hin und sage den Menschen: wie ich stürbe und wieder lebendig würde, so sollten auch sie sterben und wieder lebendig werden.' Der Hase ging hin, aber aus Vergeßlichkeit oder aus Böswilligkeit sagte er zu ihnen: 'Wie der Mond erscheint und hinstirbt, so sollt auch ihr sterben und nicht wieder lebendig werden.' Als der Hase dann zum Monde zurückgekehrt war, wurde er von ihm befragt, ob er seine Botschaft ausgerichtet habe. Wie nun der Mond erfuhr, was jener gethan, ward er so zornig, daß er ein Beil ergriff, um dem Hasen den Kopf zu spalten. Da der Schlag aber zu kurz geführt wurde, so fiel das Beil auf die Oberlippe des Hasen nieder und verletzte sie nicht unbedeutend. Daher stammt die sogenannte Hasenscharte, die noch jetzt zu sehen ist.

Da der Hase nun über eine solche Behandlung höchst empört war, so nahm er seine Nägel zu Hilfe und zerkratzte damit des Mondes Antlitz. Die dunklen Flecken, die wir noch jetzt an der Oberfläche des Mondes wahrnehmen, sind die Schrammen, die er bei dieser Gelegenheit erhielt.

(Bleeck, Reineke Fuchs in Africa 1870 S. 55 f. (Hottentottenmärchen.) Vorstellungen, wonach der Hase im Monde sitzt, siehe bei Busch, Deutscher Volksglaube. 2. A. 1877 S. 258 f.)

---

7. Warum der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel hat.

1. Es war einmal eine Frau, die ging aus und wollte sich einen Hirten mieten. Da begegnete ihr der Bär. 'Wo willst du hin?' fragte sie der Bär. — 'O, ich wollte mir nur einen Hirten mieten,' antwortete die Frau. — 'Willst du mich zum Hirten haben?' fragte der Bär. — 'Ja, wenn du nur hübsch locken kannst,' sagte die Frau. — 'Hö — i!' machte der

Bär. — 'Nein, dich will ich nicht haben,' sprach die Frau, als sie das hörte und ging weiter.

Da begegnete ihr der Wolf. 'Wo willst du hin?' fragte der Wolf. — 'O, ich wollte mir nur einen Hirten mieten,' antwortete die Frau. — 'Willst du mich zum Hirten haben?' fragte der Wolf. — 'Ja, kannst du auch hübsch locken?' sagte die Frau. — 'Uh — uh!' machte der Wolf. — 'Nein, dich will ich nicht haben,' sprach die Frau.

Ein Ende weiter hin begegnete ihr der Fuchs. 'Wo willst du hin?' fragte der Fuchs. — 'O, ich wollte mir nur einen Hirten mieten,' antwortete die Frau. — 'Willst du mich zum Hirten haben,' fragte der Fuchs. — 'Ja, wenn du nur hübsch locken kannst,' sagte die Frau. — 'Dil — dal — holom!' rief der Fuchs möglichst hübsch und artig. — 'Ja, dich will ich haben,' sprach die Frau und nahm den Fuchs zum Hirten bei ihrem Vieh an.

Am ersten Tage, wie der Fuchs das Vieh auf die Weide trieb, fraß er alle Ziegen auf. Den zweiten Tag ließ er sich die Schafe schmecken. Den dritten Tag mußten die Kühe daran. Als er darauf am Abend nach Hause kam, fragte die Frau ihn, wo er das Vieh gelassen hätte. 'Der Kopf ist im Bach und der Rumpf im Busch,' sagte der Fuchs. Die Frau stand eben bei ihrem Butterfaß und butterte, aber sie wollte doch selbst zusehen. Während sie nun zusah, steckte der Fuchs den Kopf ins Butterfaß und fraß allen Rahm auf. Als die Frau zurückkam und das gewahr ward, da wurde sie so erbittert, daß sie einen Rahmklumpen nahm, der noch im Butterfaß saß, und nach dem Fuchse warf. So kriegte er einen Klatsch am Schwanz, und seitdem hat der Fuchs einen weißen Schwanzzipfel.

(Asbjörnsen und Moe, norwegische Volksmärchen, übs. von Bresemann 1847. I, S. 146 f.)

2. Der Bär hatte sein Weib verloren und suchte einen Leidtragenden, der bei ihrer Leiche weine. Lange wanderte er im Walde umher, da begegnete ihm der Wolf und fragte:

'Wohin des Wegs, Gevatter?' — 'Ich suche einen Leidtragenden.' — 'Nimm mich dazu, Gevatter!' bat der Wolf. 'Verstehst du dich aufs Heulen?' fragte der Bär. — 'Gewiß, Gevatter, gewiß!' versicherte der Wolf. — Aber der Bär wollte jedenfalls erst die Stimme hören und sagte: 'Heule ein wenig zur Probe, damit ich sehe, ob du es kannst.' Der Wolf stimmte sofort ein Klagelied an: 'Hu, hu, hu, huuu, huh!' — Dem Bär gefiel die Stimme doch nicht so recht: 'Du verstehst das Wehklagen nicht, geh deiner Wege!' sagte er zum Wolf und ging weiter.

Bald traf er einen Hasen, dem er sein Begehren vortrug, und dieser erbot sich sofort zum Leidtragen, denn er meinte, seine Stimme müsse dabei besonders schön klingen. 'Nun, probiers mal, daß ich dich erst hören kann,' antwortete der Bär. Der Hase hob an zu klagen: 'Pu, pu, pu, puuu, puh!' — Aber auch seine Stimme gefiel dem Bär durchaus nicht. 'Das geht nicht an!' sagte er zum Häschen. 'Du taugst mir vollends nicht dazu!'

Hierauf begegnete ihm der Fuchs, der ihn ebenso wie die andern fragte: 'Wohin des Wegs, Gevatter?' — 'Einen Leidtragenden zu suchen.' — 'Wähle mich dazu,' sagte der Fuchs. Der Bär sah ihn nachdenklich an. 'Hm! kannst du gut heulen?' — 'O, und ob!' antwortete der Fuchs und fing an zu klagen und zu weinen: 'Luu, luu, luu! Dem Gatten ist die treue Gattin gestorben, die brave Wirtschafterin, die fleißige Spinnerin, die Bäckerin der guten Kuchen, die emsige Arbeiterin! Vorbei ist's mit dem Kuchenschmause, und von der Ofenbank fielen die Pfannen!' — 'Nun, ich sehe, du bist doch ein Wehklager von der rechten Art!' sagte darauf der Bär und führte den Fuchs in seine Wohnung. Er trat mit ihm in die Stube, wo seine gute Selige auf einem Bette lag, und befahl dem Fuchs seines Amtes zu warten und über die Tote zu klagen. Dies war aber Meister Reineke garnicht nach dem Sinne. 'In der Stube ist nicht gut wehklagen, hier ist es zu dumpf!' sprach er zum Bären. 'Bring die Leiche in das Vorratshaus, im luftigen Raum wirds besser gehen.' Der Bär war damit einverstanden und trug die Tote in das Hintergebäude. Er selbst ging zurück in die Stube, um den Brei für den Wehklagenden zu kochen.

Dabei horchte er von Zeit zu Zeit durch die halboffene Thür nach der Totenklage, aber sonderbar! — davon vernahm er durchaus nichts. Endlich wurde es ihm doch zu bunt. Er lief in Eile an die Thür des Hauses und rief dem Fuchs zu: 'Warum heulst du nicht, Gevatter? Ich höre deine Stimme ja garnicht!' Der Fuchs, der eben dabei war mit bestem Appetit die Leiche zu verzehren, antwortete heulend: 'Es bleiben noch die Schenkel zu genießen, die Sohlen zu schmausen, wenn's nur in den Magen ginge und die Zeit zum Essen ausreichte!'

Als der Bär solches hörte, stürzte er mit dem Kochlöffel hinein, um den unverschämten Fuchs zu züchtigen. Aber sowie er nur die Thür öffnete, huschte auch Reineke zwischen seinen Beinen hindurch ins freie Feld, als brennte es hinter ihm. Beim Vorbeischnellen aber traf ihn der Bär mit dem mehlbedeckten Löffel an den Schwanz. Und seitdem hat der Fuchs eine weiße Schwanzspitze behalten.

(Finnische Märchen übs. von E. Schreck. 1887. S. 190 ff. Bei Poestion, lappländ. Märchen S. 15 schlägt die Espe nach dem Fuchs, trifft aber nur die Schwanzspitze, und davon ist diese weiß geblieben.)

3. Zwischen dem Wolf, dem Fuchs, der Katze und dem Hasen entstand einmal ein Streit, und da sie nicht einig werden konnten, so riefen sie den Bären als ihren Schiedsrichter herbei. Der Bär kam und fragte sie: 'Worüber ereifert ihr euch?' — 'Wir stritten uns über die Frage, wie viele Auswege wohl ein jeder von uns hat, um in der Stunde der Gefahr sein Leben zu retten,' sagten die andern. — 'Nun, wie viele Auswege kennst du?' fragte der Bär zuerst den Wolf. — 'Hundert,' antwortete dieser — 'Und du?' fragte der Bär den Fuchs. Dieser antwortete: 'Tausend.' — 'Kennst du viele?' fragte der Bär jetzt den Hasen. — 'Ich habe nur meine flinken Läufe,' erwiderte dieser. — Zuletzt fragte der Bär die Katze: 'Kennst du viele Auswege?' — 'Nur einen einzigen,' sagte die Katze.

Da gedachte der Bär alle auf die Probe zu stellen, um zu sehen, durch welche Mittel ein jedes sich retten würde. Er warf sich plötzlich zuerst auf den Wolf und drückte ihn halbtot.

Der Fuchs machte eiligst kehrt, als er sah, wie es dem

Wolf erging. Der Bär erfaßte ihn aber eben noch am Schwanzende, wovon der Fuchs noch heutigen Tags einen weißen Fleck hat.

Der Hase rannte mit seinen flinken Läufen davon. Die Katze kletterte auf einen Baum und rief: 'Der hundert Auswege kennt, ward eingefangen. Der tausend Mittel weiß, ward verstümmelt. Das Langbein muß noch immer laufen. Der nur einen Ausweg hat, sitzt auf dem Baum und behauptet seinen Platz.' (Finnische Märchen übs. von E. Schreck. 1887. S. 231 f.)

---

8. Die Schlüsselblume.

Daß der heilige Petrus die Schlüssel zur Himmelspforte hat und niemand in den Himmel einläßt, der's nicht verdient, weiß jedes Kind. Einmal wurde ihm gemeldet, einige Unholde hätten sich Nachschlüssel zur Himmelsthür angefertigt. Das war nun freilich ein großer Schrecken! Und Petrus entsetzte sich so sehr, daß er in der ersten Aufregung sein Schlüsselbund zur Erde fallen ließ. Ein Engel mußte es wiederholen. An der Stelle aber, wo das Bund die Erde berührt hatte, entstand die Schlüsselblume. Sie ist zur Erinnerung an die Begebenheit geblieben, und man nennt sie Himmelsschlüssel oder auch (in Tirol) Petersschlüssel.

(Franz Söhns, unsere Pflanzen. Leipzig 1897. S. 72. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. 1871. S. 110.)

---

9. Die Wegwarte.

Es war einmal eine Prinzessin, schöner als alle Jungfrauen. Sie hatte einen Liebhaber, dem keiner an Schönheit glich. Er wurde der Prinzessin aber untreu, und sie grämte sich und weinte Tag und Nacht. Ihre Kammermädchen suchten sie zu trösten, aber vergeblich, und dann weinten sie mit ihr, weil sie ihre Herrin liebten. Immer mehr zehrte die Prinzessin ab, und wie sie dem Tode nahe war, sprach sie: 'Ich wünsche zu sterben und doch nicht zu sterben, damit ich meinen Ge-

liebten immer sehen kann!' — 'Und wir,' sprachen die Kammermädchen, 'wünschen zu sterben und doch nicht zu sterben, damit er uns auf allen Wegen sehen kann!'

Der liebe Gott erhörte ihre Wünsche und sprach: 'Ihr sollt nicht sterben, ich will euch in Blumen verwandeln.' 'Du,' sprach er zur Prinzessin, 'sollst in deinem weißen Kleide jedesmal dort stehen, wo dein Geliebter vorbei geht.' 'Und ihr,' sprach er zu den Kammermädchen, 'sollt in eurem blauen Kleide an allen Wegen stehen, daß er euch überall sieht.'

Daher nennt man diese Blumen Wegwarten. Die weiße findet man selten.

(Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie, II, 1855, S. 204.)

2. Eine andere deutsche Sage erzählt von einer Frau, die ihres Buhlen am Wege wartete und wegen ihrer Untreue durch Verwandlung gestraft ward.

(Perger, Pflanzensagen. 1864. S. 126.)

3. Bei den Ostpreußen heißt die Pflanze auch Verfluchte Jungfer. Der Fluch des Vaters ließ sie verwandelt werden.

(Franz Söhns, unsere Pflanzen. 1897. S. 52.)

4. Es ging auch der Glaube, daß alle Wegwarten verwunschene Menschen seien. Die vielen blauen sollten böse, die seltenen weißen aber gute Leute gewesen sein.

(E. Meier, Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben I (1852), S. 239.)

5. Auch mit dem Herrgott selbst wird die Blume in Beziehung gebracht. Als Gott noch auf Erden wandelte, kam er einmal an ein Haus, aus dem ein stolzes Mädchen herausschaute. Der Durst plagte ihn, und er bat es um einen Trunk Wasser. Aber spöttisch wies sie ihn von der Thür und sagte: 'Troll dich vom Fenster weg, denn ich sehe nach meinem Bräutigam aus, und du versperrst mir die Aussicht!' Da warf der Herr einen schmerzlichen Blick gen Himmel und ging zum Nachbarhause weiter. Als aber kurze Zeit darauf der Bräutigam an das Haus des schönen Mädchens kam, fand er

sie nicht mehr. Doch vor ihrer Thür am Wege stand eine schlanke, hartstenglichte Blume, wie er sie nie zuvor gesehen, und schaute ihn gar seltsam traurig mit ihrem blauen Blumenauge an. Das war die hartherzige Jungfrau. Sie muß am Wege warten, bis der Herr der Welt einst wieder kommen und sie erlösen wird.

(Franz Söhns, unsere Pflanzen. 1897. S. 52. — In Beckenstedts Ztschr. f. Volksk. III, 221 f. bringt Franz Branky eine österreichische Sage, wonach die Wegwarte die Braut eines nimmer zurückkehrenden Kreuzfahrers war. Volkstümlich?)

---

10. Die Raben und Krähen.

Die Raben und Krähen waren einst schneeweiß und gar schöne, stolze Vögel. Sie hielten sich gerne an Bächlein auf und badeten darin. Da hatte einmal das göttliche Kind gar großen Durst und wollte von einem Bächlein trinken. Es saßen aber Raben im Wasser und trübten es in einem fort. Da sprach der Jesusknabe: 'Weil ihr so undankbar und so stolz auf euer blendendweißes Gefieder seid, sollt ihr bis zum Weltuntergange schwarze Federn haben.' Seit jener Zeit sind die Raben schwarz.

(Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. 1871. S. 86. Daß die Krähen einst weiß waren, ist ein alter Mythus: Gubernatis, die Tiere in der indogerm. Mythologie. S. 533.)

---

11. Die Schwalben.

Auch von den Schwalben geht die Mär, daß sie als ganz weißgefärbte Vögel aus des Schöpfers Hand hervorgingen. Erst nach dem Sündenfalle erhielten sie ihr jetziges Federkleid.

(Frischbier, zur volkstümlichen Naturkunde. Beitrag aus Ost- und Westpreußen = Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885) S. 289.)

---

12. Vom Zaunkönig und von der Eule.

In den alten Zeiten da hatte jeder Klang noch Sinn und Bedeutung. Wenn der Hammer des Schmiedes ertönte, so rief er: 'Smiet mi to! Smiet mi to!' Wenn der Hobel des Tischlers schnarrte, so sprach er: 'Dor häst! Dor, dor häst!' Fing das Räderwerk der Mühle an zu klappern, so sprach es: 'Help, Herr Gott! Help, Herr Gott!' Und war der Müller ein Betrüger und ließ die Mühle an, so sprach sie hochdeutsch und fragte erst langsam: 'Wer ist da? Wer ist da?' dann antwortete sie schnell: 'Der Müller! Der Müller!' und endlich ganz geschwind: 'Stiehlt tapfer, stiehlt tapfer, vom Achtel drei Sechter.'

Zu dieser Zeit hatten auch die Vögel ihre eigene Sprache, die jedermann verstand; jetzt lautet es nur wie ein Zwitschern, Kreischen und Pfeifen, und bei einigen wie Musik ohne Worte. Es kam aber den Vögeln in den Sinn, sie wollten nicht länger ohne Herrn sein und einen unter sich zu ihrem König wählen. Nur einer von ihnen, der Kiebitz, war dagegen: frei hatte er gelebt und frei wollte er sterben, und angstvoll hin und her fliegend rief er: 'Wo bliew ick? Wo bliew ick?' Er zog sich zurück in einsame und unbesuchte Sümpfe und zeigte sich nicht wieder unter seinesgleichen.

Die Vögel wollten sich nun über die Sache besprechen, und an einem schönen Maimorgen kamen sie alle aus Wäldern und Feldern zusammen, Adler und Buchfinke, Eule und Krähe, Lerche und Sperling, was soll ich sie alle nennen? Selbst der Kuckuck kam und der Wiedehopf, sein Küster, der so heißt, weil er sich immer ein paar Tage früher hören läßt. Auch ein ganz kleiner Vogel, der noch keinen Namen hatte, mischte sich unter die Schar. Das Huhn, das zufällig von der ganzen Sache nichts gehört hatte, verwunderte sich über die große Versammlung. 'Wat, wat, wat is denn dar to don?' gackerte es, aber der Hahn beruhigte seine liebe Henne und sagte: 'Luter riek Lüd,' erzählte ihr auch, was sie vorhätten. Es ward aber beschlossen, daß der König sein sollte, der am höchsten fliegen könnte. Ein Laubfrosch, der im Gebüsche saß, rief, als er das

hörte, warnend: 'Natt, natt, natt! Natt, natt, natt!' weil er meinte, es würden deshalb viel Thränen vergossen werden. Die Krähe aber sagte: 'Quark ok!' es sollte alles friedlich abgehen.

Es ward nun beschlossen, sie wollten gleich an diesem schönen Morgen aufsteigen, damit niemand hinterher sagen könnte: 'Ich wäre wohl noch höher geflogen, aber der Abend kam, da konnte ich nicht mehr.' Auf ein gegebenes Zeichen erhob sich also die ganze Schar in die Lüfte. Der Staub stieg da von dem Felde auf, es war ein gewaltiges Sausen und Brausen und Fittichschlagen, und es sah aus, als wenn eine schwarze Wolke dahin zöge. Die kleinern Vögel aber blieben bald zurück, konnten nicht weiter und fielen wieder auf die Erde. Die größern hieltens länger aus, aber keiner konnte es dem Adler gleich thun, der stieg so hoch, daß er der Sonne hätte die Augen aushacken können. Und als er sah, daß die andern nicht zu ihm herauf konnten, so dachte er: 'Was willst du noch höher fliegen, du bist doch der König,' und fing an sich wieder herabzulassen. Die Vögel unter ihm riefen ihm alle gleich zu: 'Du mußt unser König sein, keiner ist höher geflogen als du.' 'Ausgenommen ich!' schrie der kleine Kerl ohne Namen, der sich in die Brustfedern des Adlers verkrochen hatte. Und da er nicht müde war, so stieg er auf und stieg so hoch, daß er Gott auf seinem Stuhle konnte sitzen sehen. Als er aber so weit gekommen war, legte er seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit feiner, durchdringender Stimme: 'König bün ick! König bün ick!'

'Du unser König?' schrieen die Vögel zornig, 'durch Ränke und Listen hast du es dahin gebracht.' Sie machten eine andere Bedingung: der sollte ihr König sein, der am tiefsten in die Erde fallen könnte. Wie klatschte da die Gans mit ihrer breiten Brust nieder auf das Land! Wie scharrte der Hahn schnell ein Loch! Die Ente kam am schlimmsten weg, sie sprang in einen Graben, verrenkte sich aber die Beine und watschelte fort zum nahen Teiche mit dem Ausruf: 'Pracherwerk! Pracherwerk!' Der Kleine ohne Namen aber suchte ein Mäuseloch,

schlüpfte hinab und rief mit seiner feinen Stimme heraus: 'König bün ick! König bün ick!'

'Du unser König?' riefen die Vögel noch zorniger, 'meinst du, deine Listen sollten gelten?' Sie beschlossen, ihn in seinem Loche gefangen zu halten und auszuhungern. Die Eule ward als Wache davor gestellt: sie sollte den Schelm nicht heraus lassen, so lieb ihr das Leben wäre. Als es aber Abend geworden war und die Vögel von der Anstrengung beim Fliegen große Müdigkeit empfanden, so gingen sie mit Weib und Kind zu Bett. Die Eule allein blieb bei dem Mäuseloch stehen und blickte mit ihren großen Augen unverwandt hinein. Indessen war sie auch müde geworden und dachte: 'Ein Auge kannst du wohl zuthun, du wachst ja noch mit dem andern, und der kleine Bösewicht soll nicht aus seinem Loch heraus.' Also that sie das eine Auge zu und schaute mit dem andern steif auf das Mäuseloch. Der kleine Kerl guckte mit dem Kopf heraus und wollte wegwitschen, aber die Eule trat gleich davor, und er zog den Kopf wieder zurück. Dann that die Eule das eine Auge wieder auf und das andere wieder zu und wollte so die ganze Nacht abwechseln. Aber als sie das eine Auge wieder zumachte, vergaß sie das andere aufzuthun. Und sobald die beiden Augen zu waren, schlief sie ein. Der Kleine merkte das bald und schlüpfte weg.

Von der Zeit an darf sich die Eule nicht mehr am Tage sehen lassen, sonst sind die andern Vögel hinter ihr her und zerzausen ihr das Fell. Sie fliegt nur zur Nachtzeit aus, haßt aber und verfolgt die Mäuse, weil sie solche böse Löcher machen. Auch der kleine Vogel läßt sich nicht gerne sehen, weil er fürchtet, es ginge ihm an den Kragen, wenn er erwischt würde. Er schlüpft in den Zäunen herum, und wenn er ganz sicher ist, ruft er wohl zuweilen: 'König bün ick!' und deshalb nennen ihn die andern Vögel aus Spott Zaunkönig.

Niemand aber war froher als die Lerche, daß sie dem Zaunkönig nicht zu gehorchen brauchte. Wenn sich die Sonne blicken läßt, steigt sie in die Lüfte und ruft: 'Ach, wo is dat schön! schön is dat! schön! schön! ach, wo is dat schön!'

(Brüder Grimm, Kinder- u. Hausmärchen II (1888) 252 ff. Vgl. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I, 518. Haas, rügensche Sagen u. Märchen 148 f. Strackerjan II, 106. Ad. Kuhn, märkische Sagen u. Märchen, 1843, S. 293 f. Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. I, 2. Pröhle, Kinder- u. Volksmärchen, S. 210 f. Veckenstedt, wendische Sagen, Märchen u. abergl. Gebräuche, 1880, S. 424. v. Schulenburg, wendische Sagen, Märchen u. abergl. Gebräuche, 1880, S. 81. Reusch, Sagen des preuß. Samlandes, 2. Aufl., S. 39 f. Woeste, Volksüberl. aus der Grafschaft Mark, S. 39. Curtze, Volksüberl. aus dem Fürstentum Waldeck, S. 171 f. Dazu Pfeiffers Germania VI (1861) u. VII. Firmenich, Völkerstimmen 1, 186. 3, 119. 189.)

13. Noch etwas von der Eule.

Einst hatte sich der Hecht eines schweren Vergehens schuldig gemacht. Er wurde deshalb vor das Gericht gefordert, das bestand aus Tieren und Vögeln. Bei den Vögeln stand die Eule in großem Ansehen. Da der Hecht das wußte, so hatte er sie bestochen. Sie stellte sich, als ob sie auf den Hecht wegen des Vergehens sehr zornig sei, und wußte bei dem Gericht ihre Ansicht durchzusetzen, daß der Hecht für seine Schuld den Tod erleiden müsse und zwar durch Ertränken. Die Tiere warfen demnach den Hecht in einen tiefen Fluß; der Hecht aber ertrank nicht, sondern schwamm lustig von dannen. Kaum hatten die Tiere gemerkt, daß sie betrogen waren, so ergrimmten sie über die Eule und wollten sie bestrafen. Die Eule aber hatte Unrat gemerkt, war davongeflogen und hatte sich versteckt. Die Tiere suchten sie den ganzen Tag, konnten sie aber nicht finden. Als die Nacht hereingebrochen war und die Tiere und Vögel sich zur Ruhe begeben hatten, kam die Eule aus ihrem Versteck zum Vorschein, und auch heute noch versteckt sie sich bei Tage, um vor den Vögeln sicher zu sein, des Nachts aber fliegt sie herum.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) II, S. 178 f.)

14. Warum die Schweine aufgedrehte Schwänze haben.

Der Hochschwab, ein mächtiger Bergriese des obersteirischen Gebirgslandes, hat folgende launige Teufelssage.

Einmal kam der Teufel zu einem Bauern und sagte: 'Bauer, ich bin imstande alle deine Schweine über das Dach des Schweinstalles zu werfen.' — 'Das ist keine so große Kunst,' erwiderte herzhaft der Bauer, 'das kann ich auch.' — 'Versuch's einmal,' entgegnete der Teufel. Der Bauer zögerte nicht lange, sondern machte sich gleich an die Arbeit. Aber nur bei einem einzigen Schwein gelang es ihm, es über das Stalldach zu werfen. 'Siehst du, was du für ein Prahlhans bist!' sagte der Teufel. 'Jetzt schau einmal her!' Da nimmt der Teufel ein Schwein nach dem andern, macht jedem am Schwanz eine Schlinge, um es bequemer halten und desto weiter und höher schleudern zu können, und wirft richtig eins ums andere über das Stalldach. Seither tragen die Schweine aufgedrehte Schwänze.

(Zeitschr. f. deutsche Philol. 12 (1881), S. 348.)

---

15. Warum die Schweine im Grund wühlen.

(Häufungsmärchen.)

Eine alte Hexe und zwei schmucke Mädchen setzten einen Kuchen aufs Feuer. Aber als der Kuchen halb gar war, ging er auf und davon. Als er nun ein Stück unterwegs war, kam ihm ein Hase entgegen und sprach: 'Kuchen, wohin willst du, Kuchen?' Da sagte der Kuchen: 'Ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe entlaufen, ich entlaufe dir, Has Wippschwanz, auch wohl.' Da fing der Hase auch an zu laufen, dem Kuchen nach, fiel um und blieb tot. Der Kuchen ging weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm der Fuchs entgegen und sprach: 'Kuchen, wohin willst du, Kuchen?' Da sagte der Kuchen: 'Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Fuchs Dickschwanz, auch wohl.' Da fing der Fuchs an zu laufen, fiel um und blieb tot. Der Kuchen ging weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm ein Reh entgegen und sprach: 'Kuchen, wohin willst du, Kuchen?'

Da sagte der Kuchen: 'Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Reh Blixschwanz, auch wohl.' Da fing das Reh an zu laufen, fiel um und blieb tot. Der Kuchen ging weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm eine Kuh entgegen und sprach: 'Kuchen, wohin willst du, Kuchen?' Da sagte der Kuchen: 'Ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz und dem Reh Blixschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, Kuh Schwippschwanz, auch wohl.' Da fing die Kuh an zu laufen, fiel um und blieb tot. Der Kuchen ging weiter.

Als er nun wieder ein Stück hinter sich hatte, kam ihm eine alte Sau entgegen und sprach: 'Kuchen, wohin willst du, Kuchen?' Da sagte der Kuchen: 'Ach, ich bin eben zwei schmucken Mädchen und einer alten Hexe und dem Has Wippschwanz und dem Fuchs Dickschwanz und dem Reh Blixschwanz und der Kuh Schwippschwanz entlaufen, ich entlaufe dir, alte Sau, auch wohl.' Und als der Kuchen das gesagt hatte, machte er sich in den Grund hinein. Da fing die alte Sau an zu wühlen und wollte ihn herausholen, konnte ihn aber nicht kriegen.

Und von dieser Zeit an wühlen die Schweine noch alle im Grund und wollen den Kuchen heraus suchen.

(Nach dem plattdeutschen Märchen bei Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder aus Schlesw., Holst. u. Lauenburg, 1845, S. 469. Vgl. Adalb. Kuhn, Sagen, Gebr. u. Märchen aus Westfalen, 1859, II, 235 f.)

---

16. Die Erdbeeren.

Einst ging ein neidischer, habgieriger Knabe in den Wald, um Erdbeeren zu suchen, und hatte schon ein hübsches Körbchen fast voll. Da begegnete ihm die Mutter Gottes und fragte in ihrer liebreichen Art: 'Was hast du in deinem Körbchen?' Das Kind sagte trotzig: 'Nichts!' Denn es fürchtete, sie wolle von den Beeren haben. 'Ei!' sprach die Mutter Gottes, 'ist es nichts,

so wird es dir auch nichts nützen!' Und von da an wird keiner von Erdbeeren satt, er mag deren noch so viele essen.

(Wolfs Zeitschr. f. deutsche Mythol. 4, 414 f., aus Schwaben. E. Meier, Sagen .. aus Schwaben I, 250 f. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I, 382 f.)

---

17. Der Teufelsabbiß.

1. Der Teufel benutzte einst ein wirksames Zauberkraut, um große Gewalt damit zu treiben. Da erbarmte es die Mutter Gottes, und sie entzog dem Kraut seine Macht. Ergrimmt biß der Teufel die Wurzel unten ab, und so wächst die Pflanze noch heute: die Wurzel ist stumpf, wie abgebissen. Daher ihr Name: Teufelsabbiß.

(Grimm, Mythologie[4] 1014 f., vgl. Perger S. 67.)

2. Ein junger Mann hatte einen Bund mit dem Teufel gemacht. Er hatte ihm seine Seele verschrieben, wogegen ihm dieser die Heilkunde und die Kenntnis der Kräuter lehrte. Weil aber der Doktor zu geschickt wurde, fürchtete der Böse, er möchte der Hölle zu viel Abbruch thun, und machte ihn blind, obwohl die bedungene Zeit noch nicht abgelaufen war. Doch der junge Mann wußte tappend und tastend das Kraut zu finden, dessen Wurzel ihm heilsam war. Er band sieben Stück in einen Büschel, hing ihn auf den bloßen Rücken und erhielt das Licht der Augen wieder. Nun war aber der Vertrag vom Teufel selbst gebrochen, und der Doktor half noch vielen Menschen. Um dem Kraute die Heilkraft zu nehmen, biß der Teufel jedem die Wurzel ab. Und so wächst es seitdem.

(Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, 205 (aus Bayern). J. Gebhart, österreichisches Sagenbuch S. 456.)

3. Im Vogtlande nennt man die Pflanze Gottvergessen. Man legt diesem Namen dieselbe Erzählung von dem gottvergessenen Jüngling zu Grunde. (Söhns, unsere Pflanzen S. 80.)

---

18. Der Kiebitz.

Der Kiebitz war einst eine Dienstmagd der Jungfrau Maria. Der stahl sie eine Scheere, und weil sie das Vergehen leugnete, wurde sie zur Strafe in jenen Vogel verwandelt. Jetzt ruft dieser daher: stipitzt! stipitzt! (gestohlen, gestohlen!), und als deutlichen Hinweis auf die gestohlene Scheere trägt er einen gespaltenen Schwanz.

(Afzelius, schwedische Volkssagen, übs. von Ungewitter, III, (1842), 243.)

---

19. Steineiche und Steinbuche.

Ein Mann war einmal in großer Not und rief den Bösen an, daß der ihm helfen sollte. Der Böse kam und brachte ihm viel, viel Geld. Dafür mußte der Mann ihm seine Seele verschreiben. Die sollte jedoch erst dann dem Teufel gehören, wenn die Bäume alle kahl stünden. Der Mann kriegte das Geld und lebte herrlich und in Freuden. Als aber der Sommer zu Ende ging und er das erste Laubblatt fallen sah, kriegte er's mit der Angst, und seine Sünde wurde ihm leid. Und er ging zur Kirche und fiel vor unserm Herrgott auf die Knie und bat, er möge ihm seine Sünde vergeben und seine arme Seele retten. Da erbarmte sich unser lieber Herrgott seiner und sprach zu ihm: 'Ich will deine Seele dem Teufel aus dem Rachen reißen. Wenn auch die andern Bäume all ihr Laub abwerfen, an zweien soll's sitzen bleiben.' Und der Herrgott machte aus einer Eiche und einer Buche eine neue Art, die das Laub in Herbststurm und Winterskälte nicht abwarf, sondern so lange behielt, bis all die andern Bäume wieder grün wurden.

Als nun zur Herbstzeit der Teufel kam und des Mannes Seele haben wollte, sagte dieser: 'Noch sind nicht alle Bäume kahl. Komm mit ins Holz. Ich will dir welche zeigen, deren Laub noch festsitzt.' Und er zeigte ihm die Steineiche und Steinbuche. Der Teufel fing wohl an die Bäume zu schütteln und als Sturmwind dazwischen zu sausen, aber das Laub saß fest,

und all sein Toben und Mühen war vergebens. Da fuhr er ab und rief: 'Zum Frühjahr komm ich wieder, dann bist du sicher mein!' Der Mann aber dachte: 'Ich verlaß mich auf unsers Herrgotts Wort.'

Und als der Teufel zur Frühjahrszeit wiederkam, da sah man noch etwas Laub an der Steineiche und Steinbuche, und der Teufel sagte: 'Wart nur noch ein paar Tage, dann bist du sicher mein!' Der Mann aber dachte wieder: 'Ich verlaß mich auf meines Herrgotts Wort.' Und als er sich umschaute, da sah er schon eine Birke und eine Weide grün schimmern. Die zeigte er dem Bösen.

Und ein paar Tage weiter, da war alles grün, und da kamen auch an der Steineiche und Steinbuche die jungen Blattknospen heraus und stießen das alte, trockene Laub ab, und unser Herrgott hatte die arme Seele gerettet.

Die Steineiche und die Steinbuche aber ließ Gott bestehen. Jahr für Jahr behalten sie ihr Laub in Herbststurm und Winterskälte, bis alles wieder grünt und blüht.

(Nach dem plattdeutschen Märchen bei Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I, 521. Vgl. Niederhöffer, Mecklenburgs Volkssagen IV, 140. Ein Märchen bei Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl., S. 372 erzählt so: Als die Blindschleichen, die giftigsten Würmer, vor Zeiten mit Blindheit geschlagen wurden, baten sie Gott, nur so lange alljährlich sehen zu dürfen, als die Eichen unbelaubt wären. Um aber die Menschen vor ihnen zu schützen, ordnete der liebe Gott an, daß die Eichen nie ihr Laub verlieren und es selbst im Winter behalten. — Über die Blindschleiche s. Nr. 44.)

---

20. Das durchlöcherte Johanniskraut.

Die Blätter des Johanniskrauts haben eine auffallende Eigentümlichkeit. Hält man sie gegen das Licht, so scheinen viele Löcher darin zu sein, in Wirklichkeit sind es Öldrüsen, die das Licht durchlassen.

Nun legte man früher dieser Pflanze Heilkraft und besondere Wunderwirkung bei, auch die Macht, die bösen Geister zu bannen. Darüber aber, so erzählt die Sage, ergrimmte

der Teufel so, daß er in dunkler Nacht zu dem heilsamen Gewächs eilte, um es zu vernichten. In furchtbarem Zorn nahm er viele tausend Nadeln und durchbohrte alle Blättlein. Doch die Wunderkraft der Pflanze half ihr über die Zerstörung hinweg. Sie blieb erhalten und zeigt noch jedem, der es sehen will, wie sehr der Teufel sie einst mißhandelt hat.

(Warnke, die Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte. 1878. S. 177. Vgl. Söhns, unsere Pflanzen. 1897. S. 76.)

---

21. Der Stieglitz.

1. Es giebt viele Vögel und darunter auch recht hübsche bunte, aber keiner hat doch so viele Farben als der Stieglitz. Nicht eine einzige fehlt ihm, da ist rot und gelb und blau und violett und schwarz und weiß, kurz alle Farben. Das kommt aber daher: Als der liebe Gott alle die Tiere und Vögel geschaffen hatte, da malte er sie auch an, den Fuchs rot, den Schimmel weiß, die Hunde braun und weiß und schwarz, das Schaf weiß, und so fort. Aber als er ganz fertig war und sah sich alles an, was er gemalt hatte, da kam noch ein kleiner Vogel, den hatte er vergessen zu malen, weil er nicht zur rechten Zeit gekommen war. Da sagte der liebe Gott: 'Warum kommst du so spät, nun mußt du ganz ohne Farbe bleiben, ich habe keine mehr.' Aber der kleine Vogel jammerte so, daß er allein keine Farbe haben solle, und sagte: 'Da ist doch noch von jeder Farbe ein kleines Bißchen im Topf. Schmier' mir von jeder auch nur ein kleines Klecksschen an!' Das that denn der liebe Gott, und so kriegte der Vogel von allen Farben etwas.

Der Vogel aber ist der Stieglitz.

(Nach der mundartl. Erzählung bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen III, 61. Aus Strelitz. Vgl. das Gedicht von Fr. Kind.)

2. Der Stieglitz ging einmal auf Reisen und kam an eine Tenne. Da packte ihn der Übermut, und er kollerte sich auf der Tenne herum. Und als er sich so kollerte, stieß er sich an den Rücken. Gleich hing ihm der liebe Gott ein Röcklein

darüber. Er stieß sich an den Kopf. Gleich legte ihm Gott ein seidenes Kopftuch um. Er verletzte sich an der Stirn. Gleich hing ihm Gott eine silberne Stirnkette darüber. Er verletzte sich an den Ohren. Sofort steckte ihm Gott ein Paar Ohrringelchen hindurch. Er schlug mit der Brust auf. Sogleich befestigte ihm der liebe Gott ein Paar silberne Schließnadeln über der verletzten Stelle. Er stieß sich in die Mitte des Leibes. Sofort schenkte ihm Gott eine Schärpe, die mit Silber bestickt war. Er that sich an seinen Händen weh. Sogleich schenkte ihm Gott ein Paar Armbänder. Er stieß sich an seine Füße. Da zog ihm der liebe Gott ein Paar Schuhe an. Als Gott ihm das alles gegeben hatte, betrachtete sich der Stieglitz mit freudigem Erstaunen, und dann ging's weiter in die Welt.

Ja, der konnte wohl lustig sein mit seinem neuen Kleide, und das hat er seitdem immer tragen dürfen.

(Aus einem Märchen bei Hans Stumme, Märchen der Schluḥ von Táẓerwalt (Südmarokko) 1895. S. 186.)

22. Das Stachelschwein.

Es war einmal eine Frau, die holte an einem Feiertage Holz. Da verwandelte sie Gott in ein Stachelschwein. Die Stacheln auf dem Rücken die sind das Reisig, das die Frau sammelte.

(H. Stumme, Märchen der Schluḥ von Táẓerwalt. 1895. S. 194.)

23. Die Eidechsen.

1. Die Eidechsen sind verwünschte Prinzessinnen, die wegen ihrer Eitelkeit von Zauberern in solche Tiere verwandelt wurden. Der Schwanz war ehemals ihr schönes langes Haar. Auf dem Kopf sieht man noch zuweilen eine Krone.

(E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebr. aus Schwaben. 1852. I, 217.)

2. Es war einmal ein junges Mädchen. Das hatte einen sehr häßlichen Fehler, es war eitel und putzsüchtig gar über die Maßen. Und um nun recht viel Schmuck zu bekommen, verschwor sie sich dem Teufel und gab sich ihm zu eigen. Das war recht schlimm von ihr gethan. Aber zur Strafe kriegte sie anstatt Kinder nur zwei kleine Tierchen, ein männliches und ein weibliches, und das waren Eidechsen.

Von ihnen stammen alle Eidechsen ab.

(Wolf, Deutsche Märchen u. Sagen. Lpz. 1845. S. 562.)

---

24. Das Stiefmütterchen.

Das Stiefmütterchen hatte einst einen viel schöneren Duft als das Veilchen und wurde daher von jedermann gesucht. Nun wuchs es aber damals im Getreide, und wenn die Leute so häufig kamen und es aufsuchten, zertraten sie viel Korn dabei. Das that dem guten Blümchen leid, und es bat in seiner Demut die heilige Dreifaltigkeit, ihm doch den Duft zu nehmen. Die Bitte wurde erfüllt, und von da an hieß die Blume allenthalben Dreifaltigkeitsblume. (Panzer II, 203.)

---

25. Marienblumen.

1. Die Marienblümchen (Gänseblümchen) sind, wie der Tiroler erzählt, aus all den Thränen entstanden, die Maria auf der Flucht nach Ägypten vergoß.

(Söhns, unsere Pflanzen S. 35. Kaum volkstümlich ist die Legende bei v. Strantz, die Blumen in Sage u. Geschichte, 1875, S. 226: M. habe dem Jesusknaben zur Winterszeit Abschnitzel von den weißen Linnen ihrer Nähterei gegeben, daraus habe er Blumen geschnitten, u. die habe er übers Feld gestreut, daß sie Sommer u. Winter blühen sollten. Wenig volkstümlich klingt auch die Legende bei Warnke S. 153 (aus Colshorn 356). Eine Legende bei Pieper, Volksbotanik S. 343 führt die Entstehung der Marienblume auf die Freudenthränen der hl. Jungfrau zurück, die sie über den Gruß des Engels Gabriel vergoß.)

2. Die schöne Distel, deren grüne Blätter weiß gefleckt sind, heißt Mariendistel. Die Mutter Gottes ließ beim Säugen des Christkindes Milch darauf tropfen.

(Menzel, christl. Symbolik I, 141 f., aus v. Martens, Italien II, 237. Vgl. Perger S. 70. Söhns S. 18.)

3. Auch die weißen Flecken auf den Blättern der Nessel rühren von der Jungfrau her. Auf der Flucht nach Ägypten träufelte sie Milch darauf.

(Nork, Mythol. der Volkssagen 951, aus Hagens Germania VII, 429.)

4. Die Muttergottesschühlein heißen deshalb so, weil sie unter den Füßen der Muttergottes aufgeblüht sind und ihren Schuhen ähnlich sehen.

(Zingerle, Sitt. Br. u. Mein. des Tiroler V. 2. A. 1871. S. 109. Aus d. Unterinnthal.)

5. Die Rose von Jericho entstand, als Maria aufs Gebirge ging, um ihre Freundin, die hl. Elisabeth, zu besuchen. An jeder Stelle, die ihr Fuß betreten, wuchs eine solche Rose auf.

(Meier, Sagen aus Schwaben I, 241.)

Es heißt auch: Sie sproßte zuerst in der Wüste unter den Tritten der hl. Jungfrau, als sie mit ihrem Kinde nach Ägypten floh.

(Menzel, christl. Symbolik II, S. 286 aus Prätorius Saturnalia S. 82. Volkstümlich?)

---

26. Der Enzian.

1. Vor vielen Jahren — so geht eine Sage in den Alpen — gingen einmal nach einem langen Winter drei Kinder auf die Höhe der Gebirge, um die reiche Blumenpracht und die reine Himmelsbläue zu schauen. Als sie aber droben waren und auf das Dörflein tief unten blicken wollten, hüllte ein dichtes Gewölk sie ein. Ein heftiger Regenguß strömte vom Himmel und verbarg ihnen die geschmückte Erde. Die Kinder eilten schnell von den Höhen hinab und suchten unter den

dichten Kronen der Buchen Schutz, klagend, daß ihre Freude so unerwartet vereitelt ward.

Plötzlich tritt ein schöner, blondlockiger Knabe heran und spricht tröstend: 'Ihr lieben Kinder, kommt am Sonntage wieder herauf und singt alsdann da oben fromme Lieder. Dann sollt ihr den blauen Himmel schön und herrlich nicht nur zu euren Häuptern, sondern auch zu euren Füßen sehen.' Nach diesen Worten verschwand er.

Am nächsten Sonntage pilgerten die drei Kinder wieder den Berg hinan. Aber sie trauten kaum ihren Augen, als sich ihnen unerwartet ein wunderherrlicher Anblick bot. Ringsumher auf den grünen und bunten Matten standen viel tausend und abertausend blaue Blumen, so schön und blau, als ob sie Stückchen vom Frühlingshimmel wären. Da wars den Kindern, als sähen sie den Himmel zu Füßen, wie der Engel gesagt hatte.

Seit jener Zeit erscheinen alljährlich auf der Alp und in den bergigen Gegenden die blauen Enziane und zaubern den Himmel auf die Erde. Die Alpenbewohner nennen sie Gottesschühlein, weil sie den Tritten des holden Engels entsproßten.

(Warnke, die Pflanzen in Sitte, Sage und Geschichte, 1878, S. 186 f.)

2. Die Wurzel der Kreuzgentiane ist kreuzweis in der Mitte durchstochen. Diesen Spalt verdankt sie dem Herrn selbst. Um sie wegen ihrer Heilkraft vor andern zu kennzeichnen, durchstach er sie mit einem vierschneidigen Speer. Sie wird daher auch Speerenstich genannt. (Söhns, unsere Pflanzen. 1897. S. 64.)

---

27. Von dem Kater und dem Sperling.

Es flog ein Sperling auf die Düngerstätte eines Bauern. Da kam der Kater, erwischte den Sperling, trug ihn fort und wollte ihn verspeisen. Der Sperling aber sagte: 'Kein Herr hält sein Frühstück, wenn er sich nicht vorher den Mund gewaschen hat.' Mein Kater nimmt sich das zu Herzen, setzt den Sperling auf die Erde hin und fängt an, sich mit der Pfote

den Mund zu waschen — da flog ihm der Sperling davon. Das ärgerte den Kater ungemein, und er sagte: 'Solange ich lebe, werde ich immer zuerst mein Frühstück halten und dann den Mund waschen.' Und so macht er es denn bis auf diese Stunde.

(Aug. Schleicher, litauische Märchen, Sprichworte, Rätsel u. Lieder. 1857. S. 100. — Ähnl. ein holst. Märchen von Fuchs u. Hahn: Am Urquell II, 174.)

---

28. Die Kornähre.

Vorzeiten, als Gott noch selbst auf Erden wandelte, da war die Fruchtbarkeit des Bodens viel größer, als sie jetzt ist: damals trugen die Ähren nicht fünfzig- oder sechzigfältig, sondern vier- bis fünfhundertfältig. Da wuchsen die Körner am Halm von unten bis oben hinauf: so lang er war, so lang war auch die Ähre. Aber wie die Menschen sind, im Überfluß achten sie des Segens nicht mehr, der von Gott kommt, werden gleichgiltig und leichtsinnig. Eines Tages ging eine Frau an einem Kornfeld vorbei, und ihr kleines Kind, das neben ihr sprang, fiel in eine Pfütze und beschmutzte sein Kleidchen. Da riß die Mutter eine Hand voll der schönen Ähren ab und reinigte ihm damit das Kleid. Als der Herr, der eben vorüberkam, das sah, zürnte er und sprach: 'Fortan soll der Kornhalm keine Ähre mehr tragen; die Menschen sind der himmlischen Gabe nicht länger wert.' Die Umstehenden, die das hörten, erschraken, fielen auf die Knie und flehten, daß er noch etwas möchte an dem Halm stehen lassen; wenn sie selbst es auch nicht verdienten, doch der unschuldigen Hühner wegen, die sonst verhungern müßten. Der Herr, der ihr Elend voraussah, erbarmte sich und gewährte die Bitte. Also blieb noch oben die Ähre übrig, wie sie jetzt wächst.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen II (1888) S. 322 f. Nr. 144. — Vgl. Panzer, Sagen u. Gebr. aus Bayern II, 7 f. — Vernaleken, Mythen und Bräuche des Volkes in Österreich. 1859. S. 313. (Gott ließ die Ähre wegen der Gottlosigkeit der Menschen anzünden, und als dies die hl. Jungfrau sah, ergriff sie noch am obersten Ende

die Ähre mit der Hand, wodurch diese am Weiterbrennen verhindert wurde. Daher kommt es, daß jede Ähre nicht länger als eine Handbreit ist.) — Bechstein, Märchenbuch (aus Thüringen). — Vonbun, Volkssag. aus Vorarlberg 1847. S. 23 f. — Peter, Volkstüml. aus Österr.-Schlesf. S. 132. (Petrus bittet Christus u. faßt den Halm an. Chr. schiebt die Hand immer weiter hinauf, bis diese nur die oberste Spitze hält. Die Knoten an den Halmen, die eine Faustlänge von einander abstehen, sind e. Zeugnis, wie Christus die Hand beim Abstreifen immer weiter hinaufschob.) — Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch S. 87 f. (Der Engel der Gerechtigkeit, dem Gott befiehlt, alle Ähren abzustreifen, fleht, die oberste Ähre stehen zu lassen, wenn auch nicht für die Menschen, so doch für die unschuldigen Hündchen und Kätzchen.) — Schönwerth, aus der Oberpfalz I, S. 408. (Das gottlose Weib bittet den Engel, so viel am Halme stehen zu lassen, daß Hund und Katze davon bekommen könnten, und der Engel erbarmt sich.) Ähnliches bei Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren S. 107 f. — Nach e. muhamed. Legende fiel das Getreide mit Adam aus dem Paradiese herab. In diesem war es sehr groß geworden, aber im Fallen ward es so klein, wie es jetzt noch ist, damit d. Mensch Mühe habe, es zu bauen. Menzel, christl. Symbolik I, 36.)

---

29. Strohhalm, Kohle und Bohne.

In einem Dorfe wohnte eine arme alte Frau, die hatte ein Gericht Bohnen zusammengebracht und wollte sie kochen. Sie machte also auf ihrem Herd ein Feuer zurecht, und damit es desto schneller brennen sollte, zündete sie es mit einer Hand voll Stroh an. Als sie die Bohnen in den Topf schüttete, entfiel ihr unbemerkt eine, die auf dem Boden neben einen Strohhalm zu liegen kam. Bald danach sprang auch eine glühende Kohle vom Herd zu den beiden herab. Da fing der Strohhalm an und sprach: 'Liebe Freunde, von wannen kommt ihr her?' Die Kohle antwortete: 'Ich bin zu gutem Glück dem Feuer entsprungen, und hätte ich das nicht mit Gewalt durchgesetzt, so war mir der Tod gewiß; ich wäre zu Asche verbrannt.' Die Bohne sagte: 'Ich bin auch noch mit heiler Haut davon gekommen, aber hätte mich die Alte in den Topf gebracht, ich wäre ohne Barmherzigkeit zu Brei gekocht worden, wie meine Kameraden.' 'Wäre mir denn ein besser Schicksal

zuteil geworden?' sprach das Stroh. 'Alle meine Brüder hat die Alte in Feuer und Rauch aufgehen lassen, sechzig hat sie auf einmal gepackt und ums Leben gebracht. Glücklicherweise bin ich ihr zwischen den Fingern durchgeschlüpft.' 'Was sollen wir aber nun anfangen?' sprach die Kohle. 'Ich meine,' antwortete die Bohne, 'weil wir so glücklich dem Tode entronnen sind, so wollen wir uns als gute Gesellen zusammenhalten und damit uns hier nicht wieder ein neues Unglück ereilt, gemeinschaftlich auswandern und in ein fremdes Land ziehen.'

Der Vorschlag gefiel den beiden andern, und sie machten sich miteinander auf den Weg. Bald aber kamen sie an einen kleinen Bach, und da keine Brücke oder Steg da war, so wußten sie nicht, wie sie hinüberkommen sollten. Der Strohhalm fand guten Rat und sprach: 'Ich will mich quer über legen, so könnt ihr auf mir wie auf einer Brücke hinübergehen.' Der Strohhalm streckte sich also von einem Ufer zum andern, und die Kohle, die von hitziger Natur war, trippelte auch ganz keck auf die neugebaute Brücke. Als sie aber in die Mitte gekommen war und unter ihr das Wasser rauschen hörte, ward ihr doch angst; sie blieb stehen und getraute sich nicht weiter. Der Strohhalm aber fing an zu brennen, zerbrach in zwei Stücke und fiel in den Bach: die Kohle rutschte nach, zischte, wie sie ins Wasser kam, und gab den Geist auf. Die Bohne, die vorsichtigerweise noch auf dem Ufer zurückgeblieben war, mußte über die Geschichte lachen, konnte nicht aufhören und lachte so gewaltig, daß sie zerplatzte. Nun war es ebenfalls um sie geschehen, wenn nicht zu gutem Glück ein Schneider, der auf der Wanderschaft war, sich an dem Bach ausgeruht hätte. Weil er ein mitleidiges Herz hatte, so holte er Nadel und Zwirn heraus und nähte sie zusammen. Die Bohne bedankte sich bei ihm aufs schönste, aber da er schwarzen Zwirn gebraucht hatte, so haben seit der Zeit alle Bohnen eine schwarze Naht.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen I (1888) S. 72. Nr. 18.)

---

30. Des Esels Rücken.

1. Als der Heiland nach Jerusalem reiten wollte, wandte er sich an das Pferd und fragte es, ob es ihn nach der Stadt tragen wollte. Das Pferd aber war eben mit Fressen beschäftigt und antwortete: 'Erst will ich fertig fressen.' Zur Strafe dafür muß es seitdem immer fressen, ohne doch jemals satt zu werden, und wird nur müde. Darauf wandte sich der Heiland an den Esel und fragte, ob er ihn tragen wollte. Der war auch gleich bereit dazu und trug ihn nach Jerusalem.

Als Zeichen des bereitwilligen Gehorsams hat der Heiland dem Esel das Kreuz auf dem Rücken gegeben, das immer dunkler gefärbt ist, als der übrige Rücken.

(Schambach und Müller, niedersächs. Sagen u. Märchen S. 320.)

2. Einst wandelte Christus in der Kleidung eines Bettlers durch die Lande, um zu sehen, wie sich die Menschen und Tiere benehmen. Zuerst traf er ein Pferd, das auf der Weide war und fraß. Er fragte es, ob es ihn tragen wollte. Das Pferd antwortete ihm, er solle nur warten, bis es satt sei, alsdann werde es ihn tragen. Da bewirkte Christus, daß das Pferd immer fressen muß, ohne je satt zu werden. Darauf ging Christus weiter. Er sah nach einem Weilchen ein Kamel. Auch dieses fragte er, ob es ihn tragen wolle. Das Kamel sagte, wenn es gesattelt wäre, so würde es ihn tragen. Sofort gab ihm Christus einen natürlichen Sattel. Kurze Zeit darauf traf Christus einen Esel. Der Esel war sogleich bereit, Christus zu tragen. Zum Andenken an diese Bereitwilligkeit bewirkte Christus, daß auf dem Rücken des Esels ein dunkles Kreuz zu sehen ist.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) I, 282.)

---

31. Vom Pferd und vom Rind.

1. Unser Herr Christus wollte mal über einen Bach und bat das Pferd, es solle ihn hinüber tragen. Das aber sagte,

es hätte nur eine kurze Mittagsstunde und wäre noch nicht satt. Da sprach der Herr Christus: 'So sollst du den halben Tag fressen können und doch nicht dick werden.' Darauf kam er zu einem Rinde, und das fraß auch. Als er nun dieses bat, ihn hinüberzutragen, da erwiderte es, es hätte wohl nur eine kurze Mittagsstunde, aber es wollte das doch gern thun. Und Christus sprach zu ihm: 'So sollst du dich von nun an in einer Stunde dick fressen können.'

Darum kann man ein Pferd nicht in einem halben Tage dick füttern, aber ein Rind frißt sich in einer Stunde satt.

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg I, 523. Vgl. Max Jähns', Roß u. Reiter I (1872), S. 92 — aus Pommern im Dialekt erzählt — Haas, Rügensche Sagen u. Märchen S. 137 f. Frischbier, zur volkstümlichen Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen = Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885), S. 226. v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch d. Magyaren S. 112. (Der Herr segnet den Esel für seine Bereitwilligkeit, damit er auch auf einem Misthaufen überwintern könne.) Reusch, Sagen des preuß. Samlandes 2. Aufl., S. 35 f.)

2. Als Jesus Christus in einer Hirtenhütte geboren ward, da hat ihn die allerheiligste Mutter Gottes in Windel gewunden und auf Stroh in die Krippe gethan. Dann legte sie sich selbst auf die Streu neben der Krippe, damit sie über ihn wache. Als mit Sonnenuntergang die Hirten mit dem lieben Vieh von der Trift heimkamen, gingen wie gewöhnlich Ochs, Kuh und Pferd in den Stall hinein zur Krippe. Die Mutter Gottes war besorgt um das Christuskindlein, erhob sich, las das Stroh aus der Krippe zusammen und häufte es in einem Winkel auf, damit die drei Tiere davon fressen möchten. Als diese es aufgezehrt hatten, legten sich Ochs und Kuh nieder zum Wiederkäuen, aber das Pferd ging zur Krippe hin, weil es da noch ein bißchen Stroh sah. Auf dem Stroh aber lag das Christuskindlein. Fing das Pferd an, das Stroh wegzufressen. Sogleich trieb es die Mutter Gottes zuerst mit den Händen, dann mit dem Kleid davon, doch umsonst. Gerade zum Trotz griff das Pferd noch mehr zu.

Wie das die Gottesmutter sah, stand sie auf, nahm das Kindlein, legte es neben sich und sprach: 'Du Ochs und Kuh,

ihr und eure Nachkommenschaft sollt gesegnet sein, doch du Pferd sollst samt deiner Sippschaft — Gott mag's geben! — nimmer in deinem Leben satt werden, und die Menschen sollen euch immer schwer beladen.'

(Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven II, S. 121 f.)

---

32. Die Beine des Pferdes.

1. Gott erschuf für Adam ein Pferd. Adam hatte damit weiter keine Not, aber als Gott ihn aus dem Paradiese trieb, ward das Pferd ihm gar zu schnellfüßig. Er klagte Gott, daß er nicht mehr mit dem Tiere umgehen könne. Da sagte ihm Gott, er solle es in die Beine schneiden. Adam that es, und so wuchs dem Pferde das Oberbein.

(v. Wlislocki, Volksglaube u. relig. Brauch der Magyaren (1893), S. 113.)

2. Die Teufel machten unserem Herrn Christus viel zu schaffen. Ihre Zahl war groß, denn sie hatten sich so sehr vermehrt, daß Christus überall, wohin er auch ging, lauter Teufel sah. Und immer foppten sie ihn. Da machte er Pferde aus ihnen. Die hatte es vorher noch nicht gegeben. Manche Pferde sind ja daher wie der Teufel.

Damals war aber das Pferd gar schnellfüßig, man konnte es kaum zum Stehen bringen. Da schleuderte Christus ein Beil dem Tiere an die Beine. Und seit der Zeit sieht man an diesen den Beilschnitt, und sie laufen nicht mehr so schnell.

(v. Wlislocki, a. a. O.)

3. Unser Herr Christus wollte einst auf einem Pferde durch einen Fluß reiten. Damals aber hatten die Pferde ihre Augen noch an den Füßen. Deshalb sagte das Pferd zu dem Herrn: 'Nun werden aber meine Augen naß werden.' Da ordnete Christus an, daß fortan die Pferde ihre Augen im Kopfe tragen sollten. Und so geschah es auch. Die Stellen aber, wo die Augen früher gesessen haben, sind noch heutigen

Tages sichtbar. Denn alle Pferde haben dort kleine hornartige Gewächse.

(A. Haas, Rügensche Sagen und Märchen 1891, S. 136.)

33. Die Scholle.

Die Fische waren schon lange unzufrieden, daß keine Ordnung in ihrem Reich herrschte. Keiner kehrte sich an den andern, schwamm rechts und links, wie es ihm einfiel, fuhr zwischen denen durch, die zusammenbleiben wollten, oder sperrte ihnen den Weg, und der stärkere gab dem schwächeren einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr, oder er verschlang ihn ohne weiteres. 'Wie schön wäre es, wenn wir einen König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei uns übte!' sagten sie und vereinigten sich, den zu ihrem Herrn zu wählen, der am schnellsten die Fluten durchstreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte. Sie stellten sich also am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf sie alle zusammen aufbrachen. Wie ein Pfeil schoß der Hecht dahin und mit ihm der Häring, der Gründling, der Barsch, die Karpfe, und wie sie alle heißen. Auch die Scholle schwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen. Auf einmal ertönte der Ruf: 'Der Häring ist vor! Der Häring ist vor!' 'Wen is vör?' schrie verdrießlich die platte, mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war, 'wen is vör?' 'Der Häring, der Häring!' war die Antwort. 'De nackte Hiering?' rief die Neidische, 'de nackte Hiering?'

Seit der Zeit steht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen II (1888), S. 254, Nr. 172. Vgl. Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg I, 518. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 71. Bei Haas, Rügensche Sagen und Märchen S. 150f. erzählt ein Märchen ganz ähnlich von der Steinbutte. Als sie hört, daß der Häring König ist, sagt sie den Mund schief ziehend: 'Is de Hiring ook 'n Fisch?' [Vgl. das folgende Märchen!] Während dessen kräht der Hahn, und deshalb hat die Steinbutte den schiefen Mund behalten. Nach einer Sage in Nuckö hat die Scholle Jesum bei der Fahrt über das galiläische Meer schief angesehen und ist dafür bestraft worden. Rußwurm, Eibofolke II, 189.)

34. Die Flunder.

Früher hatte die Flunder ein ganz gerades Gesicht. Als aber einmal der Häring bei ihr vorüberschwamm, hat sie ihn höhnisch gefragt: 'Is denn de Hering ook en Fisch?' und hat dabei das Maul gegen ihn verzogen. Da ist ihr für ihren Übermut das Gesicht so schief stehen geblieben, wie man's noch heute sehen kann.

Nach einer andern Erzählung hat sie ihren flachen Bauch davon bekommen, weil sie zur Strafe für ihren Hochmut von Gott auseinander gerissen wurde.

(Kuhn, Sagen aus Westfalen II, 80f. Haas, Rügensche Sagen und Märchen S. 150.)

---

35. Der Vogelknöterich.

1. Einst machte sich in aller Frühe eine alte Strunzel auf und zog ins Hochgebirge, um dort zu hexen und allerlei Kräuter zu sammeln. Gegen Mittag trat sie den Heimweg an und begegnete dem Vogelknöterich, der hastig ins Gebirge flüchtete. Und die Hexe fragte ihn: 'Ei, wohin Vöglein? Was für Ungemach treibt dich auf diesen rauhen Pfad?' Der Vogelknöterich antwortete: 'Bei Gott, Mütterchen, da unten geht's nicht mehr. So oft der Bauer gräbt oder umgräbt, so jätet er zugleich nach besten Kräften. Da würgt, reißt und schindet er mich, sucht mich zu entwurzeln, und da heißts fliehen, um ein Ruheplätzchen ausfindig zu machen, wo ich in Frieden gedeihen und mich vermehren könnte.' Da meinte die Strunzel: 'Vöglein, auf und zurück in die Heimat! Merk dir's: wo man viel gräbt, umgräbt und jätet, da gedeiht alles besser, und die Wurzeln können sich besser ausbreiten. Sagt doch das Sprichwort: 'Weh dem Ding, das nicht gehegt wird!' Der Knöterich kehrte um, und seit dieser Zeit findet man ihn auf Äckern und Wiesen, in Weinpflanzungen und Gärten, kurz überall, wo man ihn nicht haben will, und es hält schwer, ihn gründlich auszurotten. (Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven I, 475.)

2. Der Vogelknöterich heißt auch 'Hans am Wege', weil er an jedem Pfad zu finden ist. In Österreich erzählt man von ihm, daß er einst ein hübscher Bursch gewesen, der Sohn eines armen Bauern. Hans liebte die Grete, die schöne Tochter eines reichen, geizigen Bauern. Und Grete liebte den Hans. Sie wohnten sich beide gegenüber, aber der reiche Bauer verhinderte jede Annäherung. Da sah nun die Grete so lange aus ihrem Garten nach Hans, und dieser schaute so lange vom Wege her nach Grete, bis beide in Blumen verwandelt wurden. Aus Gretchen wurde die 'Gretel in der Staude' (Nigella) und aus Hans der 'Hansel am Wege'.

(Perger, deutsche Pflanzensagen S. 176 f.)

---

36. Warum die Eichblätter eingekerbt sind.

Der Teufel hatte mit einem Bauern einen Pakt gemacht. Danach durfte er dessen Seele holen, sobald die Eiche kein Laub mehr trüge. Er freute sich schon auf den Oktober. Allein es kam der November, der Dezember, und alle Bäume standen nackt, nur die Eiche nicht. Denn ihre Blätter saßen, wenn auch braun und dürr, noch fest auf ihren Stielen. Endlich kam der Frühling, und einzelne Eichenblätter flatterten zu Boden. Da frohlockte der Teufel, allein der Bauer führte ihn dicht zur Eiche und zeigte ihm, daß zwischen den alten Blättern schon die neuen herausgekommen waren. Der Böse wurde nun furchtbar zornig über den Betrug, durch den er sein Spiel verloren hatte, und fuhr mit den Krallen wütend in die Blätter.

Bis dahin waren sie glattrandig gewesen, seitdem aber wurden sie eingekerbt.

(Perger, Pflanzensagen 292 f. Vgl. Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. A. S. 102 f. und Zingerle, Sagen aus Tirol, 2 A., S. 371 f. Krainz, Mythen aus dem steierischen Hochlande, S. 266 (aus dem Mürzthal).)

---

37. Die Krähe und die Drillelster.

Die Krähe hat einmal zur Drillelster gesagt: 'Ihr seid doch recht dumm! Ihr macht ja alle Jahre solch weite Reise und über solch großes Wasser. Wie leicht könnt ihr da nicht Unglück haben! So dumm bin ich lange nicht, ich bleibe ruhig hier. Es ist wohl im Winter nicht ganz so warm, wie im Sommer. Aber das schadet nichts. Es ist hier auch hübsch, und so eine weite Reise würde ich nicht machen. Versuch's doch mal und bleibe auch hier!' Die Drillelster denkt: 'Die Krähe hat Recht, gefährlich und weit ist's! Du willst's mal versuchen und hier bleiben. Wenn die es aushält, wirst du es auch wohl aushalten können.' Und richtig, sie bleibt den Winter über hier. Wie es aber so um Weihnachten und Neujahr hinkommt, wird es gar grimmig und schneidend kalt. Der Schnee blinkert nur so und knirscht und knarrt, und die Fenster sind den ganzen Tag beeist. Da wird's der Drillelster doch leid, daß sie hier geblieben ist. Sie friert gar zu sehr, und sie schreit immer vor Kälte: 'Es ist verflixt kalt! Es ist verflixt kalt!' Die Krähe antwortet ihr aber ganz trocken: 'So ist's alle Jahr! So ist's alle Jahr!'

Von der Zeit an ist die Drillelster den Winter über nicht wieder hier geblieben.

(Nach der mundartl. Erzähl. bei Engelien und Lahn, der Volksmund in der Mark Brandenburg I (1868) S. 115.)

---

38. Der Adamsapfel.

Lange vor der Erschaffung der Menschen hatte sich der Teufel gegen unsern Herrgott empört, denn er war so hoffärtig, daß er selbst die Welt beherrschen wollte. Gott der Herr aber hatte ihn zur Strafe für seinen Übermut tief in das Innere der Erde gebannt. Da geschah's, daß der Teufel eines Tages eine Baumwurzel erblickte, die die Erddecke durchbrochen hatte und zu ihm hinabreichte. Sogleich verwandelte er sich in eine Schlange und kletterte an der Wurzel entlang immer höher

und höher, bis er endlich zur Oberfläche der Erde und zu dem Stamm gelangte, dem die Wurzel angehörte. Das war aber kein anderer, als der Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen, der mitten im Paradiese stand. Um den wand sich die Schlange herum.

Nicht weit von ihm ab lagen im Grase Adam und Eva, das erste Menschenpaar. Sobald das Weib die Schlange erblickte in der schillernden Haut und mit den funkelnden, blitzenden Augen und der langen Zunge, ward sie neugierig und fragte ihren Mann, welch seltsames Tier das wäre. Als der Teufel merkte, wie neugierig das Weib sei, beschloß er, seine List an ihr zu versuchen. Nachdem der Mann weggegangen war, that er den Mund auf und sprach mit lockender Stimme: 'Willst du nicht von den Äpfeln dieses Baumes essen?' Das Weib wollte nicht, denn der Herrgott hatte es verboten. Der Teufel aber wußte so schöne Worte zu machen und pries den Geschmack und die Süße der Äpfel so sehr, bis das Weib des Verbotes vergaß und einen Apfel ergriff, ihn losbrach und aß. Da fiel es ihr schwer auf die Seele, daß sie sich versündigt habe, und damit sie nicht allein verstoßen würde, rief sie ihren Mann herbei und bat ihn, auch von den Früchten zu kosten. Adam wurde jedoch sehr zornig und verwies der Eva den Ungehorsam gegen des Herrgotts Gebot. Das bekümmerte sie nur um so mehr, und weil sie durchaus nicht alleine aus dem Paradiese vertrieben werden wollte, nahm sie einen Apfel von dem Baume der Erkenntnis und steckte ihn ihrem Manne mit Gewalt in den Mund, daß er ihn herabschlucken mußte. Aber auf halbem Wege blieb er stecken. Und noch heute tragen darum alle Menschenkinder den Adamsapfel an der Gurgel und werden ihn tragen, so lange es Menschen auf Erden giebt.

Das Paradies aber nahm der Herrgott von der Erde hinweg und versetzte es auf den Morgenstern, und da ist es bis auf den heutigen Tag.

(Verkürzt nach Ulr. Jahn, Volksmärchen aus Pommern u. Rügen I, S. 29 f. Vgl. v. Wlislocki, Volksglaube u. relig. Brauch der Magyaren (1893), S. 108.)

---

39. Warum des Menschen Fußsohle nicht eben ist.

Als die Teufel von Gott abgefallen waren und sich auf die Erde flüchteten, hatten sie auch die Sonne mit sich genommen, und der Kaiser der Teufel hatte sie auf eine Lanze gesteckt und trug sie auf der Achsel. Aber die Erde beklagte sich bei Gott, daß sie von der Sonne noch ganz verbrannt werden würde, und Gott schickte den heiligen Erzengel Michael, der sollte dem Teufel auf irgend eine Art die Sonne wegnehmen. Der heilige Erzengel stieg zur Erde nieder und knüpfte Freundschaft an mit dem Kaiser der Teufel. Dieser merkte jedoch gleich, wo das hinziele, und war auf seiner Hut.

Einst, als beide miteinander auf der Erde spazieren gingen, kamen sie an das Meer. Da machten sie Anstalten sich darin zu baden, und der Teufel stieß die Lanze mit der Sonne in die Erde. Nachdem sie sich ein wenig gebadet hatten, sprach der heilige Erzengel: 'Nun laß uns tauchen und sehen, wer tiefer hinunter kommt.' Der Teufel war's zufrieden, und der heilige Michael tauchte unter und brachte in den Zähnen Meersand herauf. Nun sollte der Teufel tauchen. Der fürchtete aber, der Erzengel möchte ihm unterdessen die Sonne entwenden, und sah sich vor. Er spuckte auf die Erde, und aus seinem Speichel entstand eine Elster, die ihm die Sonne hüten sollte, bis er getaucht und aus der Tiefe mit den Zähnen Meersand heraufgeholt hätte. Sobald aber der Teufel im Wasser verschwand, machte der heilige Michael mit der Hand das Zeichen des Kreuzes, und alsbald bedeckte das Meer neun Ellen dickes Eis. Hierauf erfaßte er schnell die Sonne und flüchtete damit zu Gott. Da krächzte die Elster aus Leibeskräften. Wie der Teufel die Stimme der Elster vernahm, ahnte er auch schon, was es gab, und kehrte so schnell als möglich um. Doch als er in die Höhe kam, fand er das Meer zugefroren und sah, daß er nicht hinaus konnte. Eilends kehrte er nochmals auf den Meeresgrund zurück, holte sich einen Stein, brach damit das Eis durch und jagte hinter dem klugen Erzengel drein. Schon hatte dieser mit einem Fuße den Himmel betreten, da

erreichte ihn der Teufel bei dem anderen Fuße und riß ihm mit seinen Klauen ein großes Stück Fleisch aus der Sohle. So verwundet trat der heilige Michael vor den Herrgott und brachte ihm die Sonne. Weinend klagte er ihm sein Leid und sprach: 'Was soll ich nun, o Gott, so verunstaltet?' Da erwiderte der Herr: 'Sei ruhig und gräme dich nicht. Von nun an sollen alle Menschen gleich dir eine unebene Sohle haben.'

So geschah es, und so ist es geblieben.

(Karadschitsch, Volksmärchen der Serben, 1854, S. 137 f. — Nach Fr. Müller, siebenbürg. Sagen, 2. A., S. 219 erzählt man in Schäßburg so: Judas zeigte schon in seiner Kindheit, daß er einst große Schlechtigkeiten verüben werde. So verwandelte er sich einst in den Armen seiner Mutter in eine Schlange und biß sie, sich hinabbeugend, in den Fuß in der Nähe der Ferse. Davon haben die Menschen vor der Ferse alle eine Vertiefung.)

---

40. Die Lebenszeit des Menschen.

Als Gott die Welt geschaffen hatte und allen Kreaturen ihre Lebenszeit bestimmen wollte, kam der Esel und fragte: 'Herr, wie lange soll ich leben?' 'Dreißig Jahre,' antwortete Gott. 'Ist dir das recht?' 'Ach Herr,' erwiderte der Esel, 'das ist eine lange Zeit. Bedenke mein mühseliges Dasein: von Morgen bis in die Nacht schwere Lasten tragen, Kornsäcke in die Mühle schleppen, damit andere das Brot essen, mit nichts als mit Schlägen und Fußtritten ermuntert und aufgefrischt zu werden! Erlaß mir einen Teil der langen Zeit!' Da erbarmte sich Gott und schenkte ihm achtzehn Jahre. Der Esel ging getröstet weg, und der Hund erschien. 'Wie lange willst du leben?' sprach Gott zu ihm. 'Dem Esel sind dreißig Jahre zu viel. Du aber wirst damit zufrieden sein.' 'Herr,' antwortete der Hund, 'ist das dein Wille? Bedenke, was ich laufen muß! Das halten meine Füße so lange nicht aus. Und habe ich erst die Stimme zum Bellen verloren und die Zähne zum Beißen, was bleibt mir übrig, als aus einer Ecke in die andere zu laufen und zu knurren?' Gott sah, daß er recht hatte und erließ ihm zwölf Jahre. Darauf kam der Affe. 'Du willst

wohl gerne dreißig Jahre leben?' sprach der Herr zu ihm. 'Du brauchst nicht zu arbeiten, wie der Esel und der Hund, und bist immer guter Dinge.' 'Ach Herr,' antwortete er, 'das sieht so aus, ist aber anders. Wenn's Hirsenbrei regnet, habe ich keinen Löffel. Ich soll immer lustige Streiche machen, Gesichter schneiden, damit die Leute lachen, und wenn sie mir einen Apfel reichen, und ich beiße hinein, so ist er sauer. Wie oft steckt die Traurigkeit hinter dem Spaß! Dreißig Jahre halte ich das nicht aus.' Gott war gnädig und schenkte ihm zehn Jahre.

Endlich erschien der Mensch, war freudig, gesund und frisch und bat Gott, ihm seine Zeit zu bestimmen. 'Dreißig Jahre sollst du leben,' sprach der Herr. 'Ist dir das genug?' 'Welch eine kurze Zeit!' rief der Mensch. 'Wenn ich mein Haus gebaut habe, und das Feuer auf meinem eigenen Herde brennt, wenn ich Bäume gepflanzt habe, die blühen und Früchte tragen, und ich meines Lebens froh zu werden gedenke, so soll ich sterben! O Herr, verlängere meine Zeit!' 'Ich will dir die achtzehn Jahre des Esels zulegen,' sagte Gott. 'Das ist nicht genug,' erwiderte der Mensch. 'Du sollst auch die zwölf Jahre des Hundes haben.' 'Immer noch zu wenig.' 'Wohlan,' sagte Gott, 'ich will dir noch die zehn Jahre des Affen geben, aber mehr erhältst du nicht.' Der Mensch ging fort, war aber nicht zufrieden gestellt.

Also lebt der Mensch siebzig Jahre. Die ersten dreißig sind seine menschlichen Jahre. Die gehen schnell dahin, da ist er gesund, heiter, arbeitet mit Lust und freut sich seines Daseins. Hierauf folgen die achtzehn Jahre des Esels. Da wird ihm eine Last nach der andern aufgelegt. Er muß das Korn tragen, das andere nährt, und Schläge und Tritte sind der Lohn seiner treuen Dienste. Dann kommen die zwölf Jahre des Hundes. Da liegt er in den Ecken, knurrt und hat keine Zähne mehr zum Beißen. Und wenn diese Zeit vorüber ist, so machen die zehn Jahre des Affen den Beschluß. Da ist der Mensch schwachköpfig und närrisch, treibt alberne Dinge und wird ein Spott der Kinder.

(Grimm, Kinder- und Hausmärchen II (1888) S. 260 f.)

---

41. Wie die Knorren ins Holz gekommen sind.

1. In Mecklenburg sagen die Zimmerleute von knorrigem Holze: 'Dor hett Petrus sinen Nagel mank slagen.' Damit hat es folgende Bewandtnis. Christus feierte einst mit seinen Jüngern Fastelabend. Zufällig sind in derselben Stube Zimmerleute anwesend, und diese malen dem Petrus eine Violine auf den Rücken. Auf dem Heimweg macht ihn der Herr darauf aufmerksam, und im Zorn bricht Petrus in die Worte aus: 'I so wull ik doch, dat aer tweschen dat Holt 'n isern Nagel kem.' Der Herr aber milderte den Fluch mit den Worten: ''n höltern wir ok wol noog.'

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg I, 521. Vgl. Panzer, Sagen und Gebräuche aus Baiern II, 1855, S. 21 f. Schönwerth, aus der Oberpfalz III (1859), 307 und II (1858), 335 f. Birlinger, Volkstüml. aus Schwab. I, 361 f.)

2. Als unser Herr einstmals mit Sankt Peter über Land ging, kamen sie an einen Bauplatz, wo ein Haufen Zimmerleute sich in der Schenke gütlich that. Als Sankt Peter hörte, wie es da so munter zuging, gelüstete ihn, einzukehren, und er sagte das dem Herrn. Der aber warnte: 'Thu das nicht, du bist nicht von dieser Zunft, es könnte dir übel bekommen.' Aber Petrus ließ von seinem Begehren nicht ab und ging zuletzt hinein gegen die Warnung des Herrn. Als er nun in die Stube trat und die Zimmerer ihn vorn und hinten besahen, rief einer der Gesellen: 'Juchhe! nun haben wir auch einen Spielmann!' Und gleich wandte er sich zu Petrus und sprach: 'Spielmann, spiel auf!' Er hatte nämlich eine Geige auf seinem Rücken gesehen, die vielleicht nur gemalt war, was der Herr insgeheim so veranstaltet hatte. Aber Petrus sagte, er sei kein Spielmann und komme nur, sich an Trank und Speise zu laben, wie ein anderer Gast. Der Geselle ließ das aber nicht gelten und sagte: 'Wozu trägst du denn eine Geige auf dem Rücken, wenn du kein Spielmann bist und nicht aufspielen willst? Sind wir dir keine ehrlichen Leute? Gleich aufgespielt oder da hinaus, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat!'

Nun riß Sankt Petern auch die Geduld, daß er keck entgegnete, wenn er eine Geige hätte, würde er ihm den Fiedelbogen um den Kopf schlagen. Damit hatte er aber den Giebel schief aufgesetzt, denn nun packten ihn drei handfeste Gesellen und schoben ihn unsanft zur Thüre hinaus. Nachdem Sankt Peter so seine Lust gebüßt, ging er seines Weges und kam zu dem Herrn, der am Saume des Waldes seiner harrte. Petrus erzählte, wie es ihm ergangen war, worauf der Herr erwiderte: 'Hab ich dir's nicht gesagt, daß du nicht zu dieser Zunft gehörtest? Warum bist du nicht weggeblieben?' Da bat ihn Petrus, er sollte nun doch den Zimmerleuten eine Strafe dafür auferlegen, daß sie sich an ihm vergriffen hätten. Da sprach der Herr: 'Was soll ich ihnen denn thun?' 'Meister,' sagte Petrus, 'mach ihnen eiserne Knoten ins Holz, daß ihre Sägen sich die Zähne daran stumpf beißen.' Aber der Herr entgegnete: 'Nein, Petrus, hölzerne sind schon hart genug.'

Und seitdem finden sich zu großem Verdruß der Zimmerleute hölzerne Knoten im Holze.

(K. Simrock, deutsche Märchen. 1864. S. 136 f.)

3. In Ungarn erzählt man die Entstehung der Knorren so: Unser Herr Jesus und der heilige Petrus wandelten auf Erden. Da hörte Petrus die Zimmerleute fluchen und sprach: 'Siehe da, Herr, diese Leute da haben eine gar leichte Arbeit und daher auch Zeit zum Fluchen. Wie könnte man dem abhelfen, damit sie mehr zu thun und weniger Zeit zum Fluchen haben?' Der heilige Petrus hatte den Mund gerade voll Kautaback, und Jesus sprach zu ihm: 'Speie auf diesen Balken, gleich werden die Zimmerleute mehr zu thun haben.' Petrus that, wie ihm geheißen, und aus seinem Speichel sind die Knoten entstanden.

(v. Wlislocki, Volksglaube u. religiöser Brauch der Magyaren, S. 96.)

---

42. Vom Krebs.

1. Der Herr Christus wollte einst durch ein Wasser. Da ein Pferd ihn nicht hinüberbringen konnte, mußte er sich eines

Ochsen bedienen. Der Ochse trat im Wasser auf einen Krebs und trat ihm einen Fuß ab. Als nun der Krebs fortwährend jammerte, sagte ihm der Herr tröstend: Sei nur stille, du sollst alle Jahre einen neuen Rock haben.

Seitdem wechselt der Krebs alle Jahre.

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg II, S. 523.)

2. Als Christus noch auf Erden war, hatte einstmals ein Mann Panzerhemd und Waffen angelegt, um mit ihm zu kämpfen. Aber Christus verwandelte den Mann in ein Tier, wie es damals noch keines gab, nämlich in einen Krebs.

Der Krebs hat noch heute einen Panzer an und führt Waffen und kann sich doch gegen den Menschen nicht verteidigen.

(Veckenstedt, Myth. Sag. u. Legend. der Zamaiten (Litauer) 1883, I, 228. E. andere Sage daselbst 229 bestätigt durch Bezzenberger, altpreuß. Monatsschr. 22, 1885. S. 348.)

---

43. Warum der junge Roggen rot aussieht.

Wenn der Roggen im Herbst aufgeht, sehen die zarten Blattspitzen rötlich aus, während alle andern Getreidearten grün aufgehen. Das weiß das Volk wohl zu erklären. Kain erschlug seinen Bruder Abel auf einem keimenden Kornfelde. Das Blut spritzte umher und färbte die Stelle ganz rot. Der liebe Gott ließ von dieser Blutthat an die junge Roggensaat immer rot aus der Erde emporkommen, damit dieses Kainszeichen alle Menschenkinder an den ersten Brudermord gemahne.

(Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch, S. 89. E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 248. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben (1861) I, 491. Branky, Volksüberlieferung aus Österreich in Veckenstedts Zeitschr. f. Volkskunde III, 222.)

---

44. Die Blindschleiche.

Die Blindschleiche gilt im Volke als ein giftiges, bösartiges, blindes Geschöpf, und die Sage weiß von ihr zu erzählen.

1. Als Gott alle Tiere erschaffen hatte, fragte er sie, was sie thun wollten. Die Blindschleiche sagte, sie wolle das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Da sprach Gott: 'So sei blind, auf daß du keinen Menschen siehst!'

Seitdem können die Blindschleichen nicht sehen. Aber ihre Natur ist noch immer sehr bös, und wenn sie auf einen Menschen zufahren und ihn treffen würden, so würden sie ihn durchbohren.

(E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben I, 224. Branky, Volksüberlief. aus Österreich in Veckenstedts Zeitschr f. Volkskunde III, 223 — aus Niederösterreich.)

2. Es heißt auch, Gott habe mit Binsen den Blindschleichen die Augen ausgestochen, weil sie unter allen Tieren am grausamsten gewesen. Und davon seien die Binsen oben dürr.

(E. Meier, a. a. O. Vgl. Haas, rügensche Sagen u. Märchen, S. 151 f. Stöber, elsässisches Sagenbuch, 325. Über die Binsen sei der Volksaberglaube angemerkt, den Phil. Hoffmeister, hessische Volksdichtung, 1869, S. 179 mitteilt: Am Morgen des ersten Mai's geht die Unke auf die Wiese und sticht sich mit den Binsen in die Augen. Darum sind von diesem Tage an alle Spitzen der Binsen, sie mögen so frisch und grün sein, wie sie wollen, doch verdorrt. Von der Blindschleiche sagt er S. 181, daß das Volk sie Schießotter nennt. Denn es heißt von ihr, sie nehme ein Blatt ins Maul, schieße damit auf die Menschen und töte sie auf diese Weise.)

3. Auch von der Mutter Gottes wird erzählt, daß sie dem Tiere die Augen ausstach. Denn sie wußte, daß es sonst das Kind im Mutterleibe nicht verschont haben würde.

(E. Meier, a. a. O. Bei Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben, I, 381 heißt es: die Blindschleiche habe die Muttergottes gestochen, und seitdem sei sie blind.)

4. Maria war mit dem Sohne hinter neun Thüren versteckt. Die Blindschleiche schoß hindurch und hätte wohl die göttliche Jungfrau durchstochen, wenn der Jesusknabe den Wurm nicht mit Blindheit geschlagen hätte.

(Zingerle, Sitten, Bräuche u. Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., 1871, S. 95. Nach Menghin, aus dem deutschen Südtirol, S. 109, hat die Blindschleiche Maria gebissen, als sie sich auf dem Wege zur hl. Elisabeth befand, und deshalb ward das Tier blind.)

5. Christus wurde einmal auf seiner Wanderung von einem schlangenähnlichen Tierchen verfolgt, das ihn in die Ferse zu stechen trachtete. Aber der Meister und Herr wich immer geschickt aus und entzog sich schnell der Verfolgung. Er flüchtete durch ein eisernes Thor, aber das Tier fand doch den Weg zu ihm. Er trat dann durch sieben solche Thore, bis er in den Tempel kam, doch umsonst. Auch hier wußte das Tierchen den Herrn zu finden. Da sagte er endlich: 'Um die Menschen vor deiner gefährlichen Verfolgung zu bewahren, so will ich, daß du fortan blind seiest.' (Branky, a. a. O.)

6. Die Blindschleiche ist einmal so frech gewesen, daß sie einen Reiter auf dem Pferde stach und er sofort tot herabfiel. Dafür ward sie vom lieben Gott mit Blindheit geschlagen.
(Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch, 1883, S. 59.)

7. Es war einmal eine Nachtigall und eine Blindschleiche, die hatten beide nur ein Auge und lebten lange Zeit zusammen einträchtig in einem Hause. Einstmals war die Nachtigall zu einem Freunde eingeladen, und sie sagte zur Blindschleiche: 'Ich bin da zu Gaste gebeten und mag mich mit einem Auge nicht gern sehen lassen, sei doch so gut und leihe mir deins dazu, ich bring dirs ja morgen wieder.' Und die Blindschleiche that es aus Gefälligkeit. Aber am andern Tag, als die Nachtigall nach Haus kam, gefiel es ihr doch gar zu gut, daß sie zwei Augen im Kopf hatte und daß sie nach beiden Seiten sehen konnte. Und so wollte sie der armen Blindschleiche das geliehene Auge nicht wiedergeben. Da sagte die Blindschleiche, sie wollte es sicherlich schon wiederkriegen. 'Geh nur,' sagte die Nachtigall, 'und such' mal!'

Ik baue min Nest op düese Linne (Linde),
So hauge (hoch), so hauge, so hauge,
Då west (wirst) du't din Liäwe (dein Lebtag) nit finnen.

Seit der Zeit haben alle Nachtigallen zwei Augen und alle Blindschleichen keine Augen. Aber wo die Nachtigall ihr Nest baut, da wohnt niedrig im Busche eine Blindschleiche, und

sie sucht alle Zeit heraufzukriechen und will ihrem Feinde Löcher in die Eier bohren und sie aussaufen.

(Nach der mundartlichen Erzählung bei Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 283. Aus Warendorf i. Westf.)

45. Die isländische Flechte.

In früheren Zeiten wuchs das isländische Moos auch in den Thälern und war so reich an nährenden Stoffen, daß die Kühe, die davon aßen, außerordentlich viel Milch gaben. Als nun Christus auf einer seiner Wanderungen auch durch Tirol kam, gelangte er als Bettler verkleidet zu einem Gehöfte, in dem nahm die übermütige Bäuerin gerade ein Milchbad, und schnöde wies sie den bittenden Herrn ab. Da erzürnte der Herr und verbannte die nützliche Flechte aus den Thälern. Sie hieß damals Isere, und der Herr rief daher: 'Iseré, wachs unterm Schnee!'

Seitdem wächst die Pflanze nur auf den Höhen.

(Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl. Zum Milchbad vgl. Vernaleken, Alpensagen, 1858, S. 50.)

46. Die Trauerbirke.

Als die Freunde Jesu den heiligen Leichnam vom Kreuze herabgenommen, legten sie ihn in der Mutter Schoß, bis man ihn vom Blute gereinigt hatte und ihn begraben konnte. In tiefstem Schmerze saß sie da, die Mutter Gottes, und schaute ihrem geliebten Sohne ins bleiche Antlitz, auf dem der fahle Schein des Todes schwebte. Die ganze Natur trauerte mit ihr, deren Herz ein siebenfaches Schwert durchdrang.

Die Birke besonders, unter der die Mutter Gottes saß, zeigte das innigste Mitleid. Sie ließ ihre schwanken Äste und Zweige tief herabhängen bis auf den Leichnam des Erlösers.

Seit jener Zeit gab Gott allen Birken dieser Gattung das Merkmal, daß sie ihre Zweige zur Erde hernieder beugen. Auch führten sie von da ab den Namen Trauerbirken.

(Philo vom Walde, Schlesien in Sage und Brauch, 1883, S. 87.)

47. Wie der Wolf erschaffen wurde.

Als der liebe Gott die Welt und alle Tiere erschaffen hatte, fragte er den Teufel: 'Meinst du wohl auch, daß mein Werk lobenswert sei? Oder glaubst du, daß es noch an einer wichtigen Pflanze oder einem nützlichen Tier fehlt, oder daß die Berge nicht hoch genug und die Gewässer nicht tief genug sind?'

Diese huldvolle Frage war dem Teufel ganz nach dem Sinn. Er faßte sich ein Herz und antwortete: 'Tadel verdient dein Werk wohl nicht, aber es will mich doch bedünken, als ob ein Tier noch mangelte!'

'Welches denn?' fragte der Schöpfer verwundert.

'Nun,' sprach der Teufel, 'ein Tier, das den Wald schützen und hüten könnte, damit die übermütigen Hirtenknaben nicht die Bäume schälten und die Äste brächen und Hase und Ziege die jungen Triebe nicht benagten!'

'Habe ich denn nicht Bär und Schlange in den Wald gesetzt?' sprach der Schöpfer.

'Das hast du freilich,' sprach der Böse, 'aber wenn es Winter wird, so schlafen diese Wächter, und dann ist es mir immer leid, wenn ich den Wald wie eine Waise ohne Beschützer sehe!'

Dabei gedachte aber der Teufel, selbst ein böses Tier zu schaffen, das die wehrlosen Geschöpfe Gottes würgen und überall Arges anstiften sollte.

'Welch ein Tier fehlt denn deines Bedünkens?' fragte der Schöpfer.

'Jenes Tier, das ich selbst erschaffen möchte, wenn du es erlaubst,' sprach der Teufel bittend.

'Es sei,' sagte der Schöpfer, 'und ich will nichts dawider haben!'

'Aber um etwas bitte ich dich noch!' sprach der Teufel weiter. 'Sieh, ich habe nicht die Macht, meinem Geschöpf das Leben zu verleihen. Wenn du mir dazu einen Spruch gäbest, so würdest du leicht merken, daß mein Geschöpf nicht schlechter geraten wird, als die deinen.'

'Auch das will ich erfüllen! Wenn du dein Geschöpf

fertig hast, und wenn ihm Mund und Augen auf dem rechten Fleck sitzen, so rufe: Steh auf und verschlinge den Teufel!'

'Oho, damit wird es noch gute Weile haben!' brummte der Teufel für sich und ging weg in einen tiefen Wald. Hier las er Steine und altes Schuhwerk, Ruten und Moos auf und trug auch noch von der Dorfschmiede zwei glühende Funken und einen Haufen eiserner Nägel herbei.

Darauf ging er ans Werk. Den Rücken des Tieres schuf er aus einem derben Zaunpfahl und den Kopf aus einem Baumstumpf, flocht die Brust aus Ruten und Schuhleder zusammen und baute die Lenden aus Backsteinen auf. Aus einem Farnwedel machte er dem Tier einen Schweif und aus Erlenklötzen die Füße; in die Brust aber setzte er ihm einen Stein als Herz. Nun bezog er noch den Körper mit Moos und setzte die glühenden Funken als Augen, die Nägel aber als Krallen und Zähne ein. Als er so den Leib des Tieres erschaffen hatte, da freute sich der alte Teufel über alle Maßen und gab ihm den Namen Wolf. Aber eine Seele hatte der Wolf noch nicht. Da fiel dem Meister der Spruch ein, und er schrie: 'Wolf, stehe auf und verschlinge . . .' Da erhob der Wolf seinen Kopf und schmatzte mit der Zunge. Darüber bekam der Teufel einen solchen Schreck, daß er kein Wort weiter herausbrachte. Aber bald besann er sich wieder auf sein böses Werk und rief hastig: 'Wolf, stehe auf und verschlinge den Herrgott!' Aber der Wolf lag still und rührte nicht einmal seinen Schweif. Wohl sagte der Teufel seinen Spruch zehnmal her, aber der Wolf achtete dessen nicht.

Nun ging der Teufel zum Schöpfer zurück und rief: 'Der Spruch, den du mir gabst, ist nicht der rechte, denn der Wolf will nicht aufstehen!'

'So?' sprach der Schöpfer, 'hast du denn gerufen: Steh auf und verschlinge den Teufel?'

Diese Rede hatte der Teufel nicht erwartet, bestürzt konnte er kein Wort antworten und mußte in Schanden wieder abziehen.

Wohl versuchte er es noch ferner und rief: 'Wolf, steh auf und verschling' den Herrgott!' Aber es half alles nichts.

Darauf lief er eine weite Strecke von dem Wolf weg und schrie: 'Wolf, steh auf!' — und fügte dann ganz leise hinzu: 'Verschling' den Teufel!'

Du meine Güte, wie der Wolf jetzt aufsprang! Wie der Wind war er hinter dem Teufel her und hätte ihn gewiß erwürgt, wenn der Teufel nicht unter einen großen Stein geschlüpft wäre.

Seitdem ist der Wolf des Teufels ärgster Feind und sucht absichtlich alle Gelegenheit, den Bösen zu ängstigen und zu kränken. Sein Rückgrat ist steif, wie ein gerader Zaunpfahl, Krallen und Zähne sind spitz wie Eisennägel, und sein Fell ist mit dichten Haaren bedeckt. Die Augen glühen ihm wie zwei Feuerfunken im Kopfe. Sein Herz ist wie aus Stein, wenn er die unschuldigen Lämmer raubt.

(Harry Jannsen, Märchen und Sagen des esthnischen Volkes. 2. Lieferung. Leipzig 1888. S. 57 ff. Vgl. J. G. v. Hahn, griechische und albanesische Märchen II, S. 144 f. Entsprechende lettische, esthnische, schwedische Märchen bei Chr. Ed. Pabst, bunte Bilder, das ist: Geschichten, Sagen und Gedichte nebst sonstigen Denkwürdigkeiten Esthlands, Livlands, Kurlands und der Nachbarlande. Rußwurm, Eibofolke II, 201. Ähnlich ein vergebliches Anhauchen bei Wlislocki, Volksgl. und religiöser Brauch der Magyaren 1893, S. 63.)

---

48. Was der Wolf fressen darf.

Der Wolf litt großen Hunger. In seiner Not kam er zum lieben Gott und bat um Speise. Der liebe Gott fragte ihn: 'Was möchtest du denn fressen?' 'Darf ich das anfallen, was Wolle und Hufe trägt?' 'Nein, das darfst du nicht, denn es ist mein allerfrömmstes Tier!' 'Darf ich die Schnauzenträger rauben?' 'Nein, auch nicht, denn sie sind die Hauswächter der Menschen!' 'Was soll ich denn aber nehmen und essen?' heulte der Wolf. 'Von jedem Bauernhof, wo Brot gebacken wird, sollst du einen Laib erhalten,' sprach der liebe Gott. 'Bist du mit diesem Essen zufrieden?' 'Juchhei!' schrie der Wolf, 'das ist mir recht!' und ging seines Weges. Jetzt führte Isegrim

ein herrliches Leben. Er schlang und schlief, wie es nur ein reicher Faulpelz thut.

Einer Bauernfrau war es aber leid um das Brot, das der Wolf jedesmal erhielt. Als er nun wiederkam, warf sie ihm statt des Brotes einen glühenden Stein vor. Der Wolf versengte sich das Maul und lief heulend und fluchend in den Wald. Seitdem hat er auch einen schwarzen Rachen.

Dann kam er wieder zum lieben Gott, klagte ihm seine Not und sprach: 'Für Brot gab man mir einen glühenden Stein, woran ich mir das Maul versengte. Da getraue ich mich nicht mehr hin! Was soll ich aber jetzt essen?' 'Nun, wenn die Dinge so stehen,' sprach der liebe Gott, 'so darfst du überall einbrechen, wo Rauch aufsteigt und eine Thür angebracht ist.'

Seitdem würgt auch der Wolf alles nieder, was ihm nur in die Krallen fällt.

(Harry Jannsen, Märchen und Sagen des esthnischen Volkes. 2. Lieferung. 1888. S. 60 f.)

---

49. Das Siebengestirn.

Es war einmal ein Mann, der hatte sechs Söhne. Er gab ihnen aber keine Namen, wie sie andre Menschen haben, sondern nannte sie schlechtweg nach ihrem Alter: 'Ältester, Zweitältester, Drittältester, Drittjüngster, Zweitjüngster und Jüngster.' Andere Namen hatten sie nicht.

Als der Älteste achtzehn und der Jüngste zwölf Jahre alt war, schickte sie ihr Vater in die Welt hinaus, damit jeder ein Handwerk lerne. Da zogen sie aus und gingen anfangs ein Stück Wegs zusammen, bis sie zu einer Stelle kamen, an der sich ein doppelter Kreuzweg befand, sodaß sechs Wege nach verschiedenen Richtungen auseinander führten; da wurden sie miteinander einig sich hier zu trennen, und jeder sollte seinen eigenen Weg gehen. Aber am zweiten Jahrestag wollten sie alle wieder an derselben Stelle zusammenkommen und miteinander zu ihrem Vater heimkehren.

Am bestimmten Tage fanden sich alle richtig wieder an Ort und Stelle ein und gingen dann zu ihrem Vater. Der fragte nun einen jeden, was er für eine Kunst gelernt habe. Der Älteste sagte, er sei ein Schiffsbaumeister geworden und könne Schiffe bauen, die von selbst gingen. Der Zweitälteste war zur See gegangen und Steuermann geworden und konnte ein Schiff ebenso gut über das Land als auf dem Wasser steuern. Der Drittälteste hatte nichts anderes als horchen gelernt, aber das konnte er nun so gut, daß er in dem einen Königreich hörte, was im andern vorging. Der Drittjüngste war ein Schütze geworden, und jeder seiner Schüsse war ein Meisterschuß. Der Zweitjüngste hatte klettern gelernt, er konnte an der Wand hinaufgehen, wie eine Fliege, und keine Felswand war so steil, daß er sie nicht hätte erklettern können.

Als der Vater diese fünf angehört und erfahren hatte, was ein jeder von ihnen konnte, sagte er, daß es zwar recht gut und alles Mögliche sei, daß er sich aber doch mehr von ihnen versprochen hätte. Denn das, was sie da gelernt, könnten doch andere auch noch. Nun wollte er schließlich wissen, was der Jüngste gelernt hätte. Auf ihn hatte er immer die größte Hoffnung gesetzt. Es war ja sein Lieblings- und Schoßkind.

Der Jüngste war froh, endlich auch an die Reihe zu kommen, und antwortete ungemein vergnügt, daß er ein Meisterdieb geworden sei. Als der Vater das hörte, wurde er so böse, daß er ihn bei den Ohren nahm und rief: 'Pfui der Schande, die du über mich und die ganze Familie gebracht hast!'

Da traf es sich zur selben Zeit, daß dem König des Landes seine liebreizende junge Tochter von einem bösen Zauberer gestohlen wurde. Und wer sie ausfindig machen und dem Zauberer wieder entreißen könnte, dem versprach sie der König zur Frau und sein halbes Reich als Mitgift obendrein. Da wollten die sechs Brüder ausziehen und ihr Glück versuchen. Der Schiffsbaumeister baute ein Schiff, das von selbst ging. Der Steuermann steuerte es über Land und Meer. Der Horcher lauschte beständig nach allen Seiten herum und sagte endlich, daß er sie im Innern eines Glasberges höre. Dort

segelten sie hin. Der Kletterer war in größter Geschwindigkeit oben auf dem Berg und erblickte den Zauberer darin, welcher seinen häßlichen Kopf auf dem Schoße der Prinzessin ruhen ließ und schlief. Da kletterte er wieder herunter, nahm den kleinen Meisterdieb auf den Rücken und stieg mit ihm ganz in den Berg hinein. Der Meisterdieb stahl dem Zauberer die Prinzessin unter dem Kopfe weg, ohne daß er es merkte, und der Kletterer trug dann alle zwei zum Schiff hinunter.

Sobald sie unten an Bord angekommen waren, segelten sie fort, und der Horcher mußte unterdes auf den Zauberer Obacht geben. Als sie noch nicht allzuweit vom Land entfernt waren, sagte er zu den andern: 'Jetzt erwacht der Zauberer, — jetzt reckt er sich, — jetzt vermißt er die Prinzessin, — jetzt kommt er!'

Da geriet die Prinzessin in schreckliche Angst und sagte, es wäre nun aus mit allen, wenn sie keinen Meisterschützen bei sich an Bord hätten. Der Zauberer könne überallhin durch die Luft fahren und würde jetzt gleich bei ihnen sein. Er sei unverwundbar und kugelfest, ausgenommen an einem kleinen schwarzen Punkt mitten auf der Brust, der nicht größer als ein Stecknadelknopf sei. — Da kam der Zauberer auch schon durch die Luft gesaust. Der Schütze nahm ihn sogleich aufs Korn, schoß und traf ihn grade in den schwarzen Punkt hinein. Und im selben Augenblick zersprang der ganze Zauberer in tausend und tausend feurige Stücke, daß die Splitter rauchend weit auseinander flogen, und daher stammen die vielen Feuersteine, die man allerwegen findet.

Die sechs Brüder langten endlich zu Hause an mit der Prinzessin und führten sie an ihres Vaters Hof. Alle waren in sie verliebt, und jeder einzelne konnte mit vollem Recht von sich sagen, daß sie ohne ihn nicht gerettet worden wäre. Da war der König in großer Not, denn er wußte nicht, welchem er seine Tochter geben solle. Und ebenso war die Prinzessin in großer Not, denn sie wußte nicht, welchen sie am liebsten hatte.

Der liebe Gott wollte aber nicht, daß ein Streit zwischen ihnen entstehe. Deshalb ließ er alle sechs Brüder und die

Prinzessin in ein und derselben Nacht sterben. Dann versetzte er alle sieben als Sterne an den Himmel, und sie sind das, was man jetzt das Siebengestirn nennt. Der am meisten funkelnde Stern ist die Prinzessin, der matteste aber ist der kleine Meisterdieb.

(Grundtvig, dänische Volksmärchen, übersetzt von Leo. Leipzig 1878. I, S. 110 ff. Vgl. Fr. S. Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven I, S. 120 ff.)

2. In den Zeiten, als unser Herr noch manchmal auf die Erde herabstieg, um nach dem Rechten zu sehen, lebte in einem Dorfe ein guter und ehrlicher Mann. Einst kam der liebe Gott in die Nähe des Dorfes und setzte sich unter eine Linde, die an der Straße stand. Da ging nun gerade jener Mann des Wegs daher und sah den lieben Gott, hielt ihn für einen gewöhnlichen Wandersmann und fragte ihn, woher er komme und wohin er wolle. Der Fremde klagte ihm, er sei krank und lahm und könne nicht weiter. Aber so schlecht es auch gehe, auf jeden Fall müsse er dort den Berg noch hinauf gehen. 'Gedulde dich ein Weilchen,' sagte der rechtschaffene Mann, 'ich werde gleich zurück sein und dir helfen.' Schnurstracks eilte er nach Hause, spannte seine zwei Pferde, die Stute mit dem Füllen, vor den Wagen und fuhr zu der Linde. Dort half er dem Wanderer auf den Wagen hinauf, legte ihm auch sein bißchen Habe hinein, und fort ging's, den Berg hinan. Oben aber sprach der Fremde: 'Weil du ein so guter Mensch bist, so soll das Andenken an dich niemals untergehen. Ziehe mit deinem Wagen für alle Ewigkeit an den Himmel.'

Seitdem sieht man droben den Wagen, die Deichsel, die Stute mit dem Füllen. Und das Sternbild heißt: des Fuhrmanns Himmelswagen.

(Verkürzt nach Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven I, 114 ff.)

3. Ein Bauer wollte am stillen Freitage in den Wald fahren und ein Fuder Heisterholz holen. Denn er rechnete

darauf, daß an diesem Tage der Förster nicht im Walde sein würde. Er befahl also seinem Knecht, den Wagen anzuspannen. Dieser wollte anfangs nicht mit und meinte, es wäre doch ein hoher Festtag, wo man im Walde kein Holz fällen dürfe, aber am Ende mußte er sich doch dazu verstehn. Im Walde hauten sie Heister ab, und als sie ein Fuder aufgeladen hatten, mußte der Knecht damit wegfahren. Der Bauer selbst blieb noch, setzte sich auf einen Baumstumpf, stopfte sich eine Pfeife und steckte sie sich an. Als er aber wieder aufstehen wollte, saß er darauf fest und mußte so sitzen bleiben. Der Knecht war unterdessen mit dem Fuder nach Hause gekommen und hatte es abgeladen. Als aber sein Herr garnicht zurückkehrte, ging er wieder hin nach dem Walde und fand ihn hier noch auf demselben Baumstumpfe sitzend, wo er ihn verlassen hatte. Da er nun den Bauern auf keine andere Weise losmachen konnte, nahm er seine Axt und hieb den Baumstumpf ab, wobei fortwährend das Blut aus dem Holze floß. So wurde der Bauer wieder befreit und konnte mit dem Knecht nach Hause gehen.

Später wurde er an den Himmel versetzt und muß nun dort als ewiger Fuhrmann den Wagen fahren. Sein Wagen ist der Siebenstern, die vier großen Sterne, die man hinten sieht, sind die Räder, die drei vorderen sind die drei vorgespannten Pferde, und der kleine Stern über dem mittelsten von diesen das ist der ewige Fuhrmann. Er sitzt auf dem Mittelpferde und lenkt den Wagen.

(Müller u. Schambach, niedersächs. Sagen u. Märchen S. 67 f.)

4. Der Fuhrmann war einst mit seinem Wagen stecken geblieben. Während er sich auf alle Weise bemühte herauszukommen, sagte er, er wolle für sein Teil am Himmel ewig fahren. Darum ist er dorthin versetzt, um da in alle Ewigkeit zu fahren. Vor Mitternacht kommt er herauf, nach Mitternacht geht's heim.

(Müller-Schambach a. a. O. Kuhn-Schwartz, S. 199 f. In Schwaben heißt es, der Himmelswagen fahre jede Nacht nach Jerusalem. E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 235.)

5. Von dem Himmelswagen sagt man, daß auf ihm unser Herr Christus, Elias und andere Heilige gen Himmel gefahren sind. Der ganz kleine Stern über dem mittelsten in der Deichsel ist aber der Fuhrmann, Hans Dümkt (auch Dümk, Dümeke und ähnlich, d. h. Däumchen, wegen seiner Kleinheit so benannt).

Der war nämlich Knecht bei dem lieben Gott und hatte es gut in seinem Dienst. Aber nach und nach fing er an, seine Arbeit immer schlechter zu machen. Der liebe Gott warnte ihn und verwies es ihm oft. Hans Dümkt kehrte sich jedoch nicht daran. Namentlich versah er's immer im Heckerlingschneiden.

Alles, was er lieferte, war nicht zu gebrauchen, und viel zu lang geschnitten. Darüber ward der liebe Gott endlich so böse, daß er ihn auf die Deichsel des Himmelswagens setzte, wo er jeden Abend zu sehen ist, zur Warnung für alle Knechte, die den Heckerling zu lang schneiden.

(Müllenhoff, S. 360. Vgl. Zschr. des Vereins f. Volksk. 5 (1895), S. 430: Dümk sitzt auf dem mittelsten Pferde (Mecklenburg). Kuhn-Schwartz S. 457. Haas, rügensche Sagen u. Märchen S. 133 f. Frischlin, z. volkstüml. Naturkunde, Beiträge aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatschr. 22, S. 224 (der Dümeke heißt auch Reiterchen). Kohl, die Marschen II, 275: Die Friesen halten das Sternbild des Wagens für den Wagen des Elias.)

6. Als Christus und Sankt Petrus auf Erden wandelten, erblickte der Heilige eine Henne und fragte Jesus: 'Was ist das?' — 'Eine Henne,' antwortete der Herr. 'Sollten wir sie nicht mit in den Himmel nehmen?' — 'Nimm sie,' versetzte Jesus. Und Petrus nahm die Henne mit sich in den Himmel und ließ sie brüten. Nun sieht man sie oft mit ihren Küchlein scharren. Es ist das Siebengestirn.

(H. v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren 1893, S. 59 f. — Vgl. Grimm, Mythol.[4], 607 f.; E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben (1852) I, 236.)

7. In alten Zeiten lebten ein Mann und eine Frau, die hatten sieben Kinder. Der Mann war unverträglich und mißhandelte Weib und Kind. Da flüchtete die Frau in ihrer Not mit den sieben Kindern zum lieben Gott und rief ihn um

Hilfe an. Der liebe Gott war sehr entrüstet über die Roheit des Gatten und Vaters und wollte ihn zur Rechenschaft ziehen. Doch dieser war in seinem Hause nicht zu finden. Als aber Gott seinen Namen rief, antwortete eine Stimme aus dem Backofen: 'Kuckuck!' Und Gott sprach: 'Da du deine Frau und deine Kinder so schlecht behandelt und nun auch mich noch verhöhnt hast, sollst du ein Vogel sein, der nur Kuckuck ruft — der Welt zum mahnenden Beispiel. Deine Frau und Kinder aber will ich zu mir nehmen und zu Sternen machen. Hüte dich nun, daß dich deine Kinder nie sehen, sie würden sonst Rache an dir nehmen.'

Wie der Herrgott gesagt, so ist es geschehen. Der Kuckuck ruft seinen Namen noch heute durch die Welt. Die Frau glänzt als Abendstern am Himmel, und die sieben Kinder leuchten als 'Siebengestirn'. Aber sobald sie sich am Himmel zeigen, versteckt sich der Kuckuck und hütet sich wohl, seinen Ruf erschallen zu lassen.

(Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatschr. 22 (1885) S. 294. Vgl. Zschr. d. Vereins f. Volksk. V (1895) S. 430 f. aus Mecklenburg: das Siebengestirn ist die Frau mit ihren sechs Kindern. Der Kuckuck will sie mit seinem Ruf locken, aber sie kommen nicht. Eine mecklenburgische Redensart lautet: de stahn sik as Kuckuck un Säbenstirn.)

8. Christus ging an einem Bäckerladen vorüber, wo frisches Brot duftete, und sandte seine Jünger hin, ein Brot zu erbitten. Der Bäcker schlug es ab, doch von ferne stand die Bäckersfrau mit ihren sechs Töchtern und gab das Brot heimlich. Dafür sind sie als Siebengestirn an den Himmel versetzt, der Bäcker aber ist zum Kuckuck geworden. Und so lange er Frühjahrs ruft, von Tiburtii bis Johannis, ist das Siebengestirn am Himmel sichtbar. (Grimm, Mythol.[4] II, 608.)

---

50. Der Widder am Himmel.

Als Gott die Welt mit einer schrecklichen Sündflut heimsuchen wollte, gedachte er den frommen Noah und seine Kinder zu retten. Er befahl eine Barke zu bauen und darin von

allem Getier ein Paar aufzunehmen. Dann kamen die Gewässer von allen Enden der Welt, und sie verliefen sich erst, als alles ertrunken war. Da öffnete Noah die Barke und ließ die Tiere hinaus, ohne ihrer weiter zu achten.

Der Wolf aber, der sich bisher zahm wie ein Lamm betragen hatte, benutzte die Gelegenheit den Widder zu erwürgen und aufzufressen. Doch Gott der Herr, dem nichts verborgen bleibt, erzürnte sich über die Unthat. Und zum ewigen Gedächtnis der Menschen versetzte er den ruchlosen Wolf und das arme Schaf unter die Sterne. (Verkürzt nach Krauß I, 111 ff.)

---

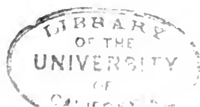
51. Spuren aus der Riesenzeit.

Zur Zeit, als die Erde neugeschaffen und noch weich war, machten die Riesen, wenn sie darauf herumgingen, mit ihren Fußtritten die Thäler und Berge der Erde. So groß und schwer waren sie.

Das Himmelsgewölbe war einst ohne Sterne; nur Sonne und Mond leuchteten. Da warfen die Riesen mit Kugeln nach der Sonnenscheibe und durchlöcherten den Himmel. Aus diesen Löchern, den Sternen, sieht man das Licht des inneren Himmels.

Ein Riese wurde mit dem Alter faul und ging nicht mehr zu Fuß. Da stieg er auf den Grad der Berge, als eben der Mond aufging, und setzte sich wie ein Reiter auf den Mond und ritt mit ihm bis dahin, wo die Sonne untergeht. Der Riese aber war so schwer, daß nach jedem Ritte die Mondscheibe wie ein Sattel eingedrückt war und etliche Zeit brauchte, um wieder rund und voll zu werden. Der Mond geriet in große Furcht vor dem Riesen und ließ sich oft längere Zeit gar nicht sehen. Daher das Zu- und Abnehmen des Mondes, das Neulicht und der Vollmond. Noch jetzt sieht man die Striemen und die Narben am Bauche des Mondes, die der böse Riese ihm geritten.

(Schönwerth, aus der Oberpfalz II (1858) S. 263 f. Der Glaube, daß die Sterne Löcher in der Himmelsdecke seien, und daß der Glanz von innen herauskomme, auch bei Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I (1861) S. 190.)



52. Sonne und Mond.

1. Sonne und Mond sind Weib und Mann. Als sie Hochzeit hielten, zeigte der Mond sich kalt und langweilig, wie immer, und hätte am liebsten die ganze Brautnacht geschlafen. Das verdroß die feurige Braut, und sie schlug ihm eine Wette vor. Wer von ihnen zuerst erwachen würde, solle das Recht haben, bei Tage zu scheinen: dem Trägen gehöre die Nacht. Würden sie beide zugleich wach werden, sollten sie fortan nebeneinander am Himmel glänzen. Da lachte der Mond gar einfältig vor sich hin: er ging die Wette ein, weil er nicht glauben wollte, daß er verlieren könne, und lachend schlief er ein. Davon hat er das lachende Gesicht behalten. Die Sonne aber ließ der Ärger nicht lange ruhen. Schon vor zwei wach, zündete sie der Welt das Licht an und weckte den frostigen Mond und hielt ihm ihren Sieg vor und zugleich die Strafe, daß sie nun nie mehr eine Nacht mitsammen verbringen würden.

Seitdem leuchtet der Mond bei Nacht, die Sonne bei Tag.

2. Die Sonne aber bereute bald die Wette, die sie in der Hitze des Verdrusses sogar beschworen hatte. Sie liebte ja den Mond. Und auch dieser fühlte sich immer zur Braut hingezogen. Er hatte die Wette für Neckerei gehalten und sich nur zum Scherz so kalt gezeigt. Und so möchten sich beide gar gerne wieder vereinen. Sie kommen sich auch öfter näher und treffen manchmal zusammen: es ist dieses die Zeit der Sonnenfinsternisse.*) Weil sie aber mit gegenseitigen Vorwürfen beginnen, keins die Schuld der Trennung haben will, so geraten sie in Streit, doch keins wird Herr. Die Zeit, die ihnen zur Versöhnung geboten ist, läuft ab, und es kommt die Stunde wieder, wo die Sonne wandern muß. Blutrot von Zorn macht sie sich auf den Weg. Hätten sie nicht gestritten, wären sie vereinigt worden. Bis der Zorn sich legt, vergeht wieder geraume Weile, erst eine neue Finsternis zeigt an, daß sie sich wieder getroffen. Aber immer wieder wird diese Zeit nicht benützt.

*) Der Mond steht in der Thal zu dieser Zeit in gerader, darum kürzester Linie vor der Sonne und verdeckt diese dem Erdenbewohner.

So ist die Sonne immer heiß vor Liebeszorn. Manchmal aber, wenn sie so allein wandelt, sieht sie ihr Unrecht ein: dann weint sie blutige Thränen und geht blutrot unter.

3. Aber auch der Mond empfindet Trauer und Leid, daß er zur Sonne nicht kann. Darum nimmt er ab, bis er zur kleinsten Sichel wird. Wird er nach und nach voll, so hofft er. Ist er aber voll, sieht er sich getäuscht und nimmt wieder ab. Von seiner unglücklichen Liebe ist er weich gestimmt, daher sein Licht so mild und melancholisch. Daher klagen ihm auch unglücklich Liebende ihr Leid.

4. Die Tochter eines armen Beamten ward zur Waise. Um ihrem Bräutigam einige Aussteuer zuzubringen, trat sie als Kammermädchen in Dienste. Man ließ ihr aber keine Zeit, an ihrer Ausfertigung zu arbeiten, und so spann sie nachts für sich bei Mondlicht, insbesondere in den Samstagnächten, in denen man ohnehin nicht spinnen soll. Dabei machte sie das Fenster auf. Immer freundlicher schien der Mond herein, immer weicher ward sie. Die Blässe erhöhte ihre Schönheit. Oft wurde sie darüber von ihrer Frau getadelt und spottend die Spinnerin im Monde gescholten. Sie aber fühlte sich immer mehr vom Monde angezogen. Denn der Mond zieht alles an sich, besonders Mädchenherzen, weil er selber so unglücklich in seiner Liebe zur Sonne ist. Einmal schlief sie ermattet von des Tages Mühen ein und träumte, sie werde in den Mond hinübergetragen. Als sie erwachte, befand sie sich wirklich im Monde. Sie ist nun die Spinnerin im Monde, und noch sieht man sie darin mit dem Rädchen. Der Rocken nimmt mit dem Mondeswechsel ab und zu*), aber immer bleibt noch etwas Flachs daran. Sie darf mit dem Rocken nicht zu Ende kommen. Ist einmal der Flachs alle gesponnen, geht die Welt unter. Manchmal ist der Rocken sehr dick angelegt. Da

*) Das Anlegen des Rockens wird dem zunehmenden Mond, das Abspinnen dem abnehmenden Mond entsprechen. Denn der Rocken darf nicht ganz abgesponnen werden, und auch das Neulicht verliert nicht ganz allen Schein. Vgl. Schönwerth, a. O. S. 74.

wird die Spinnerin müde beim Spinnen, und ihr Köpfchen neigt sich, und ihre Haare streifen an des Flachses Haar. Dadurch wird der Mond verdunkelt. Dann ist Mondfinsternis. Aber sie wird es bald inne und fährt zurück. Daher endet die Mondfinsternis oft so plötzlich. Manchmal spinnt sie gedankenlos ihre langen Haare mit hinein, und wenn sie es empfindet durch den Schmerz, den das Einlaufen des Haares in das Rädchen verursacht, so hat sie zu thun, es zu lösen. Dann dauert die Finsternis länger.

5. Als die Sonne zuerst die Spinnerin im Monde erblickte, glaubte sie diese glücklich in Liebeslust. Denn sie neigte das Köpfchen so sinnig zur Arbeit. Doch auf einmal hörte sie den Bräutigam um sein Liebchen klagen. Als er nun aber vor Klagen matt im Walde niedergesunken und entschlafen war, da nahm ihn abends die Sonne, indem sie beim Untergehen die Erde streifte, zu sich herein, und man kann ihn noch darin sehen.

Beim Auf- und Untergang der Sonne blicken also Braut und Bräutigam zu einander hinüber, ach! so voll Sehnsucht. Der Mond merkt es, und es schmerzt ihn. Die Sonne war ihm ungetreu geworden, und auch die Maid, die bei ihm weilt, will seiner nicht gedenken. Da weint er nicht selten. Die Zähren aber, die er vergießt, sind die Sternschnuppen.

(Schönwerth, Aus der Oberpfalz, 1858, II, S. 57—61.)

---

53. Märchen vom Mann im Monde.

Kinder, seht ihr droben den Mann im Monde? Davon weiß ich ein paar hübsche Geschichtchen zu erzählen, aber welches das wahre ist, das kann ich gerade nicht sagen.

1. In der Zeit, als noch das Wünschen half — so erzählt man in Holstein — stahl einmal ein Mann am Weihnachtsabend Kohl aus dem Garten seines Nachbars. Eben wollte er mit der vollen Hucke davon gehen, da wurden die Leute seiner gewahr und verwünschten ihn in den Mond. Da

ist er ganz deutlich bei Vollmond zu sehen, wie er in alle Ewigkeit die Kohlhucke tragen muß. An jedem Weihnachtsabend soll er sich einmal umkehren.

(Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder aus Schleswig-Holstein. S. 359. Vgl. Kuhn-Schwartz, Norddeutsche Sagen. S. 52 — aus der Ukermark —: 'Davon hat man denn noch den Spruch:

All Weihnachtsabend rührt er sich
Und schreit aus voller Kehlen:
Ach Herr, ach Herr, erbarme dich:
Ich will ja nicht mehr stehlen!')

2. Auch im Havelland weiß man, daß einst ein armer Schelm am Christabend Kohl essen wollte, weil's doch mal Sitte ist und das ganze Jahr über Glück bringt. Der ward nach seinem Tode mit dem Kohlstrauch in der Hand zur Strafe in die Sonne gesetzt. Weil's aber doch gar zu heiß da drin war, bat er den lieben Gott, er möge ihn da wegnehmen. Das geschah auch, und nun kam er mitsamt seinem Kohlstrauch in den Mond.

(Kuhn, Märk. Sagen u. Märch. S. 140. Ein Kohldieb auch bei Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beiträge aus Ost- u. Westpreußen. Altpr. Monatsschr. 22, (1885) S. 221 — vgl. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen II, 1887, S. 17 — und bei Schneller, Märchen u. Sagen aus Wälschtirol. Innsbr. 1867. S. 220. Bei Kuhn-Schwartz S. 300 geht der Kohldieb vom Kohlgarten aus immer seines Weges fort und endlich in den Mond hinein.)

3. Da nun der Mond gar so weit von der Erde abliegt, so ist's kein Wunder, daß man zwar den Mann im Monde deutlich erkennt, aber doch nicht so deutlich, was der Ärmste tragen muß. Manche erzählen denn auch nicht von einem Kohlstrauch oder einer Kohlhucke, sondern von einem Bund Erbsenstroh. Oder es heißt, der Mann sei ein Saubohnendieb, der nun mit einem Saubohnenstengel droben stehen muß. Oder man sagt, er trage ein Bündel Reisig auf dem Rücken. Das habe er Sonntags während der Kirche gebunden, und zur Strafe dafür sei er in den Mond versetzt worden. Überhaupt gilt er vielfach als verdammter Sonntagsfrevler. Eine Volkssage aus Vorarlberg lautet: Ein Bauer hat einmal an einem Sonntag

die Messe versäumt und ist in den Wald gegangen, Besen binden. Wie er aber wacker Besen bindet und dazu pfeift, kommt ein Engel zu ihm und sagt: 'Feierst du so den Sonntag! Wohlan, jetzt hast du die Wahl: willst du lieber zur Strafe in der Sonne brennen oder im Monde frieren auf ewige Zeit?' Der Besenbinder macht ein saures Gesicht und denkt: 'Lieber möcht' ich keins von beiden.' Aber mit einem Engel läßt sich nicht spaßen. Er sagt: 'Wenn denn eins sein muß, will ich noch lieber im Monde frieren.' Danach nimmt ihn der Engel mit dem Besen in den Arm und fliegt mit ihm in den Mond. Dort friert er jetzt und trägt den Besen auf dem Kopf.

Statt des Besenbinders versetzt die Sage auch den Holzhacker in den Mond. Ferner hält man den Mann für einen Bauern, der oben Mist breitet, weil er das bei Lebzeiten einmal am Sonntag besorgt hat, oder für einen Fuhrmann, der ackern muß, weil er das Sonntags gethan hat. Auch von einem Schmied wird erzählt, der des Feiertags nicht achtete und nun im Monde ewig zu schmieden verdammt ist.

(Kuhn=Schwartz, Norddt. Sag., Märch. u. Gebr. S. 455. Kuhn, Märk. Sagen S. 27 u. 107 f. Schwartz, Sagen der Mark Brandenburg. 3. A. S. 70 u. 159. Panzer, Beitrag II, 79. Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. A. S. 370. Woeste, Volksüberlief. aus der Grafschaft Mark. S. 40. Vonbun, Volkssagen aus Vorarlberg. S. 53. Sutermeister, K. u. Hausm. aus d. Schweiz 1873. S. 180. Birlinger, Volkstüml. aus Schwaben I, 186. Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes. S. 466 f. Schönwerth, aus d. Oberpfalz II, 68 f. Niederhöffer, Volksf. aus Mecklenburg IV, 272. Bartsch, Sag., Märch. u. Gebr. aus Mecklb. I, 460. Strackerjan, Abergl. aus Oldenb. II, 62. Meier, Sagen aus Schwaben I, 230 f. Knoop, Sagen u. Erzähl. aus d. Prov. Posen 1893. S. 11. Frischbier, Altpreuß. Monatsschr. 22, S. 221. — vgl. Lemke, a. O. S. 18 — W. v. Schulenburg, Wend. Volkssagen u. Gebr. 1880. S. 58. Krauß, Märchen u. Sagen der Südslaven II, 64 und Volksgl. u. relig. Brauch der Südslaven 1890. S. 12 f.)

4. Daß der Mann ein Taugenichts war und der Kirche nichts Gutes gönnte, erfahren wir auch aus einer anderen Erzählung. Danach hat er den Leuten, die ins Gotteshaus gehen wollten, durch eine Hecke den Weg sperren wollen. Aber als

er mit seiner Mistgabel und dem Dornbusche daher kam, ist er zur Strafe damit in den Mond verbannt worden.

(Müller-Schambach, Niedersächs. Sagen und Märch. 1854. S. 67. Vgl. Kuhn-Schwartz S. 456. Curtze, Volksüberlief. aus Waldeck S. 243 f. Varianten üb. d. Mann mit Dornbusch u. Gabel: Schneller, a. O. S. 221. Müller, siebenbürg. Sagen, 2. A., 1885, S. 219 f.)

5. In der Rheinpfalz hält man die Kinder dadurch vom Traubenstehlen ab, daß man ihnen den Mann im Monde zeigt und erzählt, er müsse dort ewig stehn mit einem gestohlenen Rebbündel unterm Arm.

(Panzer, Beitrag II, 79. Vgl. Meier, Sagen aus Schwaben I, 229 u. 232.)

6. Es wird auch von Dieben berichtet, die das Mondlicht löschen wollten, um nicht gesehen zu werden. Das ist ihnen aber schlecht bekommen.

So jenen beiden, die mit einer Teerbütte auf einer Leiter hinaufstiegen. Da der Mond gerade recht niedrig stand, hatten sie's eben gut getroffen. Als sie nun anfingen, ihn zu beteeren, überraschte sie Gott und strafte sie dadurch, daß er sie für immer im Monde stehen ließ mit ihrer schwarzen Butte.

(Harry Jannsen, Märch. u. Sag. d. esthn. Volkes II, S. 174, 4.)

Ein anderer Dieb wollte den Mond mit einem Bündel Reisholz zustopfen. Aber er stopfte und stopfte immer tiefer, und die Helle nahm nicht ab, und wie er den Arm wieder herausziehen wollte, war er so tief hineingekommen, daß er nicht wieder herauskonnte. Und so sitzt er noch drin.

(Kuhn-Schwartz, Norddt. Sag., Märch. u. Gebr. S. 456, vgl. S. 52.)

Endlich heißt es auch, daß einer, der Kohl stehlen wollte, einen Eimer nahm, um das gefährliche Mondlicht auszugießen. Aber so viel er goß, es wollte ihm nicht gelingen. Und so steht er noch heute mit seinem Eimer im Monde.

(Kuhn-Schwartz, a. O. S. 304. Variante bei Schneller, Märchen u. Sagen aus Wälschtirol. 1867. S. 220.)

7. Ja, Kinder, so gehts, wenn man dem Monde Gewalt anthun will. Wollt ihr noch so ein Geschichtchen hören? Also

in Niederösterreich sagt man, daß einmal ein Jäger gewesen ist, der ist anstatt in die Kirche in den Wald schießen gegangen. Einst ging er in der Nacht hinaus, der Mond schien spiegelhell. Weil er aber garnichts traf, so schoß er in seinem Ärger auf den Mond. Da zog ihn dieser hinauf, wo er noch heutigen Tages zu sehen ist. (Wolfs Ztschr. f. dt. Myth. IV, 24.)

8. So wären's denn lauter üble Gesellen, von denen diese Märchen künden. Ganz anders in einem wendischen Märchen. Da ist der Mann im Monde der heilige David. Das war ein Fiedelmann, der wurde zum Lohn für sein herrliches Geigenspiel in den Mond erhoben, und dort spielt er den lieben Engeln auf. Und ähnlich heißt's bei den Ungarn: David musiziert im Monde, die heilige Cäcilie (oder auch die hl. Anna) tanzt danach.

(Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 191. v. Wlislocki, Volksglaube u. relig. Brauch der Magyaren S. 52. u. 53. Nach Krauß, Volksgl. u. relig. Brauch der Südsl. 1890. S. 13 wird auch das Bild des Evangelisten Matthäus im Monde erblickt.)

9. Ganz eigenartig und nicht eben fein ist, was die Leute in der Oberpfalz zu sagen wissen: Droben im Monde sitzen zwei Leute, Mann und Weib, die suchen sich gegenseitig Läuse. (Schönwerth, aus der Oberpfalz II, S. 69.)

(Zu alledem vgl. den Aufsatz von Rochholz, Naturmythen S. 244—57, Busch, deutscher Volksglaube, 2. A., S. 255 ff. und die Mitteil. in der Zeitschr. Am Urquell. Das. IV, 1893, S. 68 wird aus Köln erzählt: Die heilige Jungfrau Maria schickte das Jesuskind eines Abends mit einem Korb voll Äpfel heraus, die sollte es zu seinem Pflegevater Joseph tragen. Auf dem Wege aber wurde dem Kind der Korb gar zu schwer, und da gerade ein Jude daher kam, so bat es den, er sollt' ihn ihm ein Stück Weges abnehmen. Der Jude aber war ein hartherziger Mensch und sagte zu dem Jesuskindchen: 'Ich mal' dir was! Trag' du deine Sache selber.' Danach sagte das Jesuskindchen: 'Willst du mir dann tragen helfen?' Auch das wollte der Jude nicht thun. 'Dann halt' nur Wache bei meinem Korb, unterdessen lauf' ich zur Mutter, die soll mir helfen!' 'Was?' rief der Jude, 'ich soll eure Äpfel hüten! Viel lieber säße ich doch da oben im Mond!' — Und von der Zeit an sitzt der Jude, der unserm Jesuskindchen nicht helfen wollte, im Mond. —

Endlich sei noch auf das Verschen bei Böhme, deutsches Kinderlied, 1897, S. 198 hingewiesen. — Beachtung verdienen die Mitteilungen von Boas, indianische Sagen von der nordpacifischen Küste Amerikas 1895.)

---

54. Das Weib im Mond und der Altweibersommer.

1. Wiewohl man in den dunkeln Mondflecken den Mann im Mond erkennen will, so sagen doch andere wieder, es sei gar kein Mann, was man dort sehe, sondern eine Frau mit einer Spindel. Aber weshalb sitzt sie da oben? Früher galt es als gar sündhaft, am Sonnabend Abend zu spinnen. Ein gottloses Weib aber kehrte sich nicht an den alten frommen Brauch und spann ruhig des Sonnabends noch spät im Mondenschein. Da zog sie einstmals der Mond zu sich hinauf, und nun muß sie dort in alle Ewigkeit spinnen. Wenn du im Herbste weiße Fäden in der Luft herumfliegen siehst, so denke an die Spinnerin. Die Fäden, die wir Altweibersommer nennen, sind ihr wunderzartes Gespinst, das sie vom Monde herabstreut.

Es heißt auch, daß sie in der Sonne sitze und dort aus derselben Ursache zu spinnen verdammt sei.

(Kuhn, märk. Sagen 27. Bartsch, Sag., Märch. u. Gebr. aus Mecklenburg I, 460. Niederhöffer IV, 271. Frischbier, altpreuß. Monatsschr. 22, S. 221. (E. Spinnerin, die bei Vollmond gesponnen.) — vgl. Lemke, Volkstüml. aus Ostpreuß. II, 17 — Krauß, Sag. u. Märch. der Südslav. II, 63 und Volksgl. u. relig. Brauch der Südslav. S. 13.)

2. Es war einmal eine Frau, die hatte eine Tochter, die ließ sie zu keinem Tanze gehen. Dafür sollte sie nur recht fleißig spinnen. Als aber einmal die Alte fort war, ging das Mädchen gleichwohl zum Tanze. Die Mutter kommt heim, sucht die Tochter und findet sie, wie sie sich lustig im Kreise schwingt. Da erfaßt sie heller Zorn, und sie verwünscht ihr eigenes Kind in den Mond hinein. Da muß sie nun spinnen, und ihr Gespinst sind die Herbstfäden.

(Schönwerth, aus der Oberpfalz II, 69, mit e. Variante. — Temme, Volkssagen der Altmark, 41 f. Schwartz, Sagen der Mark

Brandenburg, S. 196 u. mit Ausschmückung Bechstein, dt. Sagenbuch 1853, S. 288 ff.)

3. Ein esthnisches Märchen erzählt von einem Weibe, das Sonnabends noch spät am Abend zum Flusse ging, um Wasser zu schöpfen. Hell leuchtete der Mond, und das Weib sprach so für sich hin: 'Was stehst und gaffst du doch da oben? Solltest mir wohl lieber zu Hilfe kommen und Wasser tragen. Ich muß hier arbeiten, und du bist müßig!'

Da stieg plötzlich der Mond von oben herab und ergriff das Weib und führte es mit sich an den Himmel. Da steht es noch jetzt mit beiden Eimern zur Warnung und Lehre für jedermann.

(Harry Jannsen, Märch. u. Sag. des esthn. Volkes, 2. Lief. 1888, S. 26.)

4. Im Braunschweigischen wissen sie von einer Frau, die an einem Gründonnerstage butterte und zur Strafe dafür mit dem Butterfaß in den Mond versetzt ward.

(Voges, Sagen aus d. Lande Braunschweig 1895, S. 328.)

5. Für die Spinnweben, die die Luft durchflattern, den fliegenden Sommer, hat das Volk noch eine andere Erklärung. Sie sollen von dem Mantel oder dem Schleier der Jungfrau Maria herrühren, den sie bei ihrer Himmelfahrt verlor, und den der Wind zerzaust hat. Daher nennt man sie Marienfäden, Marienseide oder Liebfrauensommer.

(Wuttke, Volksaberglaube S. 185. Söhns, unsere Pflanzen 1897. S. 27. Auch einer Pflanze schreibt man die Sommerfäden zu, der Zeitlose. Diese nennt man in Schwaben die Spinnerin, und man glaubt, daß sie zur Zeit ihrer Blüte, im Herbste, die weißen Fäden spinne. Söhns, S. 59.)

---

55. Sonne, Mond und Sterne.

Unser Herrgott und die Engel und die Seligen wohnen in einem großen Krystallgebäude. Dessen eine Seite ist der Erde zugekehrt und bildet das Himmelsgewölbe. Am Tage hängt

Gott die goldene Lampe heraus und erleuchtet damit Himmel und Erde, und die Menschen nennen sie Sonne. Gott aber und seine Engel wandeln dann auch auf der Erde, ihre Geschöpfe zu erfreuen und zu segnen. Wenn dann abends der himmlische Vater, ermüdet vom Schaffen, heimkehrt, läßt er zur Freude der Seligen im Himmelssaale die silberne Lampe und viel, viel tausend Lichter anzünden. Aber diese leuchten mit ihrem milden Glanz auch auf die Erde herab, und die Menschen nennen das den Mond und die Sterne.

Eine andere Erzählung sagt, daß die Sterne die Schutzgeister der Lebenden sind. Wenn ein Mensch geboren wird, so zündet der himmlische Vater ein neues Licht am Himmel an, und wenn einer stirbt, so sinkt sein Stern vom Himmel hernieder und verlischt. Darum ist uns so wunderwohl, wenn wir abends zum Himmel aufblicken, daß unser Sternlein auch noch oben ist.

Man erzählt auch zuweilen den Kindern, die nach den himmlischen Dingen fragen, folgendes:

Als unser Herrgott die Welt geschaffen und geordnet hatte, sah er, daß alles gut war, nur war es darin noch ganz dunkel. Da nahm er aus seinem Palast ein großes Stück Lichtgewand und schnitt daraus zwei große Scheiben und bestimmte die eine zur Tages- und die andere zur Nachtleuchte. Da ihm aber von dem Lichtgewande noch die Ränder übrig geblieben waren, so zerschnitt er diese in viele kleine Stückchen und streute sie über den ganzen Himmel aus. So entstanden die Sonne, der Mond und die lieben Sterne.

Andere wieder sagen so: Als unser Herr das Licht in die Welt bringen wollte, nahm er aus seinem Himmelspalast eine große Schale von Goldkrystall. Und deren runden Boden teilte er und machte die obere, glanzvollere Hälfte zur Tageslampe, die untere, etwas abgenützte, zur Nachtlampe. Den Rand der Schale zerschlug er in viele tausend Stückchen und streute sie als Sterne über den Himmel.

(Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. 1885. S. 3 f.)

---

56. Von den Weißfischen und dem Hecht.

1. In einem dänischen Märchen wird erzählt, wie ein junger Bursch vom König, in dessen Diensten er stand, in ein fernes Land geschickt ward, um eine wunderschöne Prinzessin zu holen. Die wollte der König heiraten. Der Jüngling gewann ihre Zusage. Aber sie hatte Arges im Sinn. Ehe sie dem Jüngling auf sein Schiff folgte, nahm sie alle Schlüssel ihres Palastes zu sich. Draußen auf dem Meere warf sie das ganze schwere Bund ins Wasser, und als sie beim König anlangte, erklärte sie, daß sie nicht eher mit ihm Hochzeit machen wolle, als bis sie die Schlüssel aus dem Meere wieder habe. Da aber zeigte zu ihrem Erstaunen der junge Bursch das Bund vor und vereitelte ihr listiges Trachten.

Woher hatte er die Schlüssel? Als die Prinzessin sie hinabgeworfen, rief er die Fische herbei und bat sie, die Schlüssel heraufzuholen. Doch das Meer ist groß und tief, und es sind Berge und Thäler und Löcher und Höhlen da unten. Sie suchten lange und fanden nichts. Das that den Weißfischen so leid, daß sie zu weinen anfingen. Und daher kommt es, daß sie noch immer rote Augen haben. Allein endlich kam doch ein alter Hornhecht mit dem Schlüsselbund angeschwommen. Er hatte es zwischen zwei großen Steinen gefunden, und dort hatte es so festgesessen, daß er sich den einen Schnabel abgebrochen hatte, als er es losriß. Und daher kommt es, daß der Hornhecht noch einen langen und einen kurzen Schnabel hat.

(Nach Grundtvig, dän. Volksmärchen, übs. von Strodtmann, II, S. 1 ff.)

2. In einem ähnlichen pommerschen Volksmärchen heißt es, daß der Jüngling einen Karpfen um Hilfe rief. Der setzte eine Pfeife an sein breites Maul und pfiff hinein, und alsbald kamen alle Fische des ganzen Meeres herbei. Nur der große alte Hecht fehlte. Endlich kam auch er und entschuldigte sich und sagte: 'Ich schwamm viele hundert Meilen von hier, als ich deinen Pfiff hörte. Da erblickte ich zwischen dem Fels-

gestein dies prächtige Schlüsselbund. Das wollte ich nicht liegen lassen, und darum versäumte ich mich.' Weil er nun damit den andern Fischen eine große Arbeit erspart hatte, so wurde der Hecht wegen seiner Verspätung nicht bestraft, ja er erhielt eine Belohnung obendrein, nämlich ein Kreuz unter seinen Gräten. Das trug er von Stund an, und das tragen alle Hechte nach ihm bis auf den heutigen Tag.

(Ulr. Jahn, Volksmärchen aus Pommern u. Rügen I, S. 59.)

57. Der Stachelbeerstrauch.

Als vor Zeiten einmal der heilige Petrus den Teufel aus einem Menschen vertrieben, bat ihn der Böse, er möge ihm, bevor er ihn vollends gebannt, noch einmal gestatten, seine Trugkünste zu versuchen. Der heilige Petrus gewährte ihm diese Bitte und machte sich selbst daran, die Rebe zu pflanzen, während der Teufel den Stachelbeerstrauch in die Erde setzte. In dem Augenblick, wo ihm der Heilige den Rücken kehrte, ergriff der Teufel die beiden Enden des Sprößlings, steckte gleichzeitig beide in den Boden und schnitt den Stock in der Mitte entzwei. Und so entstanden aus einem zwei Schößlinge.

Da verfluchte der heilige Petrus den Stachelbeerstrauch. Der pflegt seitdem auch mit seinen Ausläufern Wurzeln zu fassen.

(Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven I, S. 474.)

58. Die Fichte.

Als Christus mit seinen Jüngern auf Erden wandelte, kam er auch ins Vogtland. Es regnete, und alle wurden arg durchnäßt. Da gewahrte ein Jünger eine sehr große Fichte und rief: 'O, komm doch, Herr, unter diesen breiten Baum!' Allein der Herr entgegnete: 'Wer den Regen schickte, wird auch Sonnenschein senden!' und blieb an seiner Stelle.

Da wollte der Jünger doch etwas Klügeres thun, als von der Hoffnung leben, und begab sich unter den Baum. Der

aber schlug mit seinen Ästen, wie der Haushahn mit den Flügeln, und machte ihn naß bis auf die Haut. Auf das Feld jedoch schien die Sonne.

Zur Erinnerung an diesen Vorfall läßt die Fichte ihre Äste bis heute niederhängen.

(Perger, Deutsche Pflanzensagen, S. 337 f. — aus Grässe, S. 432 — Eigentlich ist es die Tanne, welche in d. Legende ihre Äste herabhängen läßt.)

---

59. Warum das Gestein nicht wächst.

1. Als Gott der Herr die Welt und alles, was auf ihr ist, erschuf, fragte er die Bäume: 'Was wollt ihr haben?' 'In die Höhe und in die Breite wachsen, unsere Äste ausdehnen und nach deinem Willen und Befehl uns befruchten.' — 'Wohl, es soll euch zu teil werden. Und du, Gräschen, was wünschst du dir?' — 'Ich will grünen und blühen, und wenn ich alt bin, daß man mich abmähe und den Tieren als Futter reiche.' — 'Soll dir sein. Und ihr Wiesen und Auen, was wünscht ihr?' — 'Menschen sollen uns mit Ochsen beackern, damit wir nach deinem Befehle Früchte tragen und die Welt ernähren.' — 'Seid gesegnet und fruchtbar für und für. Und du, Gestein, wünschst dir?' — 'So zu bleiben, wie du mich erschaffen. Ich wünsche weder in die Höhe, noch in die Breite zu wachsen, weder zu grünen, noch Früchte zu tragen.' Da sprach Gott der Herr: 'Wenn dem so ist, so sei von mir verflucht von der Erschaffung der Welt an bis zum Tage des Gerichtes. Du sollst unfruchtbar sein, immer kalt wie Eis und regungslos!'

(Krauß II, S. 69.)

2. Es gab eine Zeit, da waren alle Steine auf Erden noch ganz klein, aber sie wuchsen größer und größer, bis der Heiland der Welt geboren wurde. Nun standen die Steine in ihrem Wachstum still, und wir sehen sie in der Größe, die sie am Tage der Geburt Christi hatten.

(H. Frischbier, Zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885), S. 334. Lemke, Volks-

tüml. i. Ostpreuß. II, 1887, S. 17. Vgl. Veckenstedt, Myth. Sag. u. Leg. der Zamaiten, S. 208 — hiernach wuchsen sie noch drei Tage nach Christi Geburt, dann blieben sie im Wuchse stehn.)

3. Die Steine sind früher gewachsen, bis unser Herr Christus einmal mit dem Fuße an einen Stein stieß. Da verfluchte er die Steine, daß sie nicht mehr wachsen sollten.

(W. v. Schulenburg, Wendische Volkssagen u. Gebr. aus d. Spreewald, Leipzig 1880, S. 269 f.)

---

60. Ewige Erinnerungen an Christi Leiden und Sterben.

1. Das Schilfrohr. An den völlig ausgewachsenen Blättern des Schilfrohrs findet man auf der inneren Seite zwei Vertiefungen nebeneinander, die Stelle sieht aus, als wenn jemand hineingebissen hätte. Als unser Herr Christus, so erzählt man, in seiner Leidensnacht über den Bach Kidron gegangen ist, hat er vor Angst in ein Rohrblatt gebissen. Daher ist auf jedem Rohrblatt der Einschnitt von seinen Vorderzähnen.

2. Die Espe. Unter einem Pappelbaum hat unser Jesus in der Leidensnacht gezagt und gezittert. Die Bäume, die wir Zitterpappeln oder Espen nennen, zittern darum in treuem und bangem Gedenken noch heutigen Tages.

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg I, S. 522. 524. — H. Frischbier, Zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885), S. 320. — Es wird auch erzählt, ein Kriegsknecht hätte dem Heiland am Kreuze ein Schilfrohr zum Spott an den Mund gehalten. Christus aber habe sich an dem Tropfen, der am Blatte gehangen, gelabt und aus Dankbarkeit dieses Blatt mit seinen Zähnen gezeichnet (Jahrb. f. Landeskunde d. Herzogt. Schleswig-Holstein VII, S. 391.). Varianten davon bei Schulenburg, Wendische Volkssagen u. Gebräuche, S. 268 u. Pieper, Volksbotanik, S. 559.)

3. Von der Espe erzählt man auch, daß sie deshalb zittern muß, weil sie allein beim Tode des Heilandes teilnahmlos blieb, während alle andern Bäume bebten.

(Panzer, Beitrag z. deutsch. Mythologie II, S. 201.)

4. Es geht auch die Sage, sie sei von Gott zu ewigem Zittern verurteilt worden, weil sie das Holz zu dem Kreuze lieferte, an dem der Heiland litt.

(H. Frischbier, a. O. S. 320. Warncke, Die Pflanzen in Sitte, Sage u. Geschichte, 1878, S. 49. Friedreich, Symbolik u. Mythol. der Natur, 1859 (schottische Sage). v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren, S. 83.)

5. Die Tanne. Auch die Tanne soll das Holz geliefert haben. Daher setzt sie ihre Äste rund um den Stamm, so daß lauter kleine Kreuze entstehen. Und eine nachhaltige Wirkung des göttlichen Blutes, das am Stamme niederfloß, ist das immerwährende Grün, das auch inmitten von Eis und Schnee dauert. (Warncke, S. 49.)

6. Der Seidelbast. An den Seidelbast hat sich ebenfalls die Sage geheftet. Er soll einst ein stolzer Baum gewesen sein. Als aber die Juden das Kreuz Christi aus seinem Holze zimmerten, traf ihn der Fluch, und er schwand nun immer mehr dahin, bis er endlich zu einem kleinen, mageren Sträuchlein wurde.

(Franz Söhns, Unsere Pflanzen, 1897, S. 11. Perger, Deutsche Pflanzensagen, 1864, S. 221.)

7. Die Stechpalme. Von der Stechpalme erzählt man in Zürich: Als Christus in Jerusalem einzog, streute man ihm Palmen auf den Weg. Als man aber 'kreuzige!' rief, wuchsen der Palme, von der man damals die Zweige abgeschnitten, Dornen, und es entstand die Stechpalme. Wie der ewige Jude fort und fort wandern muß, ohne zu rasten, so muß die Stechpalme Winter und Sommer grünen.

(Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. IV, S. 174.)

8. Die Trauerweide. Von der Trauerweide waren die Ruten genommen, mit denen der Herr Jesus vor seiner Kreuzigung von den rohen Kriegsknechten gegeißelt wurde. Um dieser Schmach willen mag sie den blauen Himmel gar nimmer mehr ansehen und nimmer froh werden. Fort und fort hängen ihre Äste zur Erde nieder in tiefem Weh.

(Warncke, Die Pflanzen . ., 1878, S. 57. Leoprechting, Aus dem Lechrain, 1855, S. 99. Grimm, Deutsche Sagen, Nr. 346.)

9. Die Vögel am Kreuze Christi.

a. Als der Heiland am Kreuze hing, sah ein Rotkehlchen seine Qual. Mitleidig flog es hinzu und versuchte die Dornen aus der Marterkrone zu entfernen. Aber es war umsonst, und mit blutiger Kehle und Brust flatterte es hinweg. Diese Blutmarke hat es als ein Ehrenzeichen für immer behalten.

Es kamen auch zwei Kreuzschnäbel und wollten die Nägel aus den Wunden des Herrn ziehen, einer den linken, der andere den rechten. Sie brachten die Nägel aber nicht heraus und krümmten sich daran die Schnäbel. Deswegen giebt es zweierlei Kreuzschnäbel. Bei den einen stehen die Schnäbel links, bei den andern rechts übereinander.

(Frischbier, Altpreuß. Monatsschr. 22, S. 280. Zingerle, Sitten, Bräuche u. Meinungen des Tiroler Volkes, 2. Aufl., 1871, S. 83. Zingerle, Sagen aus Tirol, 2. Aufl., S. 178. Reusch, Sagen des preuß. Samlandes, 2. Aufl., 1863, S. 39. Pröhle, Harzbilder, 1855, S. 87. Panzer, Beitr. z. deutsch. Mythol. II (1855), S. 171, aus der Oberpfalz.)

b. Alle Vögel waren betrübt über den großen Durst unseres Herrn. Die Lerchen wollten ihm Wasser zutragen. Zum Lohne erhielten sie den hohen Flug und den schönen Gesang. Denn vorzeiten konnten sie nicht so hoch sich emporschwingen und auch nicht so herrlich singen. Die Krähen dagegen blieben ungerührt. Darum müssen sie in dem heißesten Monat August Durst leiden, die Schnäbel aufreißen, können aber nicht trinken.

(Panzer, bayerische Sagen und Gebräuche = Beitrag zur deutschen Mythologie II (1855), S. 171 (aus Königstein). Vgl. Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. III, 409: Volksglauben im Großherzogtum Sachsen-Weimar, daß die Raben im Brachmonat ihre Schnäbel immer vor Durst aufsperren, aber nicht trinken können — zur Strafe für den Ungehorsam jenes Raben, den Noah ausschickte und der nicht zurückkehrte. — Zingerle, Sitten, Bräuche und Meinungen des Tiroler Volkes. 2. Aufl. (1871), S. 87: Im Brachmonat trinken die Raben nicht, weil sie den Elias gespeist haben. (Lechthal.) Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes S. 465: Die Lerchen brachten klares Brunnenwasser, die Schwalben Mistpfuhl. Letztere sind den Kindern verhaßt, und ihre Berührung ist

giftig. Wer aber eine Lerche tötet, kommt in die Hölle. (Vgl. das folgende.))

c. Als unser Heiland am Kreuze hing, trauerte die ganze Natur. Die Vögel schwiegen, die Bäume zitterten, die Erde that sich auf, und die Sonne wurde verfinstert. Da hörte Jesus plötzlich ein fröhliches Zwitschern und erblickte ein paar Schwalben auf einem Baume, die miteinander um die Wette sangen. Darob wurde unser Herr höchlich erzürnt, und er sprach den Fluch über die leichtsinnigen Vögel aus.

Deshalb wird man nie mehr eine Schwalbe auf etwas Grünem sitzen sehen, sondern sie hüpfen den ganzen Tag auf kotigen Wegen herum, um ihrer Beute nachzujagen, wobei sie fast immer schnattern.

(Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl., S. 178.)

d. Es flog eine Taube am Kreuze vorbei, und aus Mitleid mit dem Dulder zerfloß ihr die Galle. Seit dieser Zeit haben die Tauben keine Galle mehr.

(Knoop, Sagen und Erzählungen aus der Provinz Posen S. 169.)

e. Eine dänische Sage erzählt, daß drei Vögel um die sechste Stunde nach Golgatha kamen. Zuerst der Kiebitz. Er flog ums Kreuz und schrie: 'pin ham! pin ham! (peinigt ihn!).' Darum ist er verflucht auf ewig, findet nimmer Ruhe noch Rast, und seine Eier werden geraubt. Der Storch jammerte: 'styrk ham! styrk ham! (stärkt ihn).' Darum ist er gesegnet und überall willkommen. Die Schwalbe flehte: 'sval ham! sval ham! (labet ihn).' Darum wird sie von allen geliebt und baut sicher bei Menschen ihr Nest.

(Schrader, Wundergarten der deutschen Sprache S. 122. Vgl. Menzel II, 418 aus 'Gesellschafter' 1832, S. 943. Ähnlich Afzelius, schwed. Volkssagen, übers. v. Ungewitter, III, 243, wo noch von der Turteltaube erzählt wird, daß sie sich auf einen nahen Baum setzte und seufzte: 'Kurrie, kurrie!' was so viel bedeutet als Kyrie, Herr!)

10. Die Fische. Die Fische haben deswegen kaltes Blut und werden auch von vielen Leuten lebendig aufgeschnitten, weil sie bei dem Tode des Herrn im Wasser lustig schnalzten.

(Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, 190. — Oberpfalz.)

Insbesondere geht vom Hecht, in dessen langen und zierlichen Schädelknochen das Volk die Marterwerkzeuge erkennt, eine alte Legende.

Als der Heiland den schweren Gang zum Tode ging und das Kreuz selber auf der Schulter tragen mußte, versteckten sich alle Tiere, um nicht die Qual zu sehen. Nur ein Hecht schoß raubgierig in dem Flusse hin und her, den unser Herr Christus entlang kam. Der Herr hörte das Rauschen des Wassers und blickte hinunter, und sein milder Blick traf den Hecht. Da fuhr dieser, wie von Reue erfaßt, hastig in den Grund.

Seitdem trägt jeder Hecht aus zarten Gräten gebildet alle die Werkzeuge im Kopfe, die bei dem Leiden Christi gebraucht wurden, damit er dessen besser gedächte. Man muß sie nur zu erkennen verstehen.

(Erzählt nach dem Gedicht von J. N. Vogl — abgedr. z. B. bei Ahlers, Notabilitäten der Tierwelt S. 339. — Vgl. Friedreich S. 618. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen, II, 1887, S. 19. Strackerjan II, S. 110 und 63. Birlinger, Volkstüml. aus Schwaben I, 254. Schulenburg, wend. Volkssagen und Gebräuche S. 266. Über den Hecht sei noch folgender syrjänischer Glaube angemerkt: „Um Gottes Schöpfung zu verschlechtern, schuf der Teufel viele schädliche Tiere, darunter den Hecht und die Quappe. Als die Engel diese Fische gewahr wurden, fingen sie sie, trugen sie zu Gott und fragten, was mit ihnen zu thun sei. Gott betrachtete sie, und als er ein Kreuz in ihrem Kopfe bemerkte, segnete er sie, so daß sie jetzt gut und den Menschen nützlich sind." Castrén, Reisen im Norden, übers. v. Helms, 1853, S. 308. Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. III, 118.)

11. Pflanzen am Kreuze.

a. Der Knöterich hat auf den Blättern schwarzbraune Flecken. Als Christus gekreuzigt wurde, stand dies Kraut unter dem Kreuze und fing mit seinen Blättern die Blutstropfen auf, die aus den Wunden Christi herabfielen.

(Menzel, Symbol. I, 145 nach 'Regensburger Flora' 1835, I, 272. L. Strackerjan, Aberglaube u. Sagen aus d. Herzogt. Oldenburg II (1867), S. 80. v. Schulenburg, wendische Volkssagen u. Gebr. aus dem Spreewalde S. 268. Pieper, Volksbotanik S. 391 führt e. Legende an, nach der die dunklen Flecken von Blutstropfen der hl. Jungfrau herrühren, die diese verlor, als sie sich in den Finger geschnitten hatte.)

b. Die wildwachsende **Rostrose** oder Weinrose heißt um Tübingen 'des Heilandes Dornenkrone', und die roten Punkte auf den Zweigen sollen von dem Blute des Heilandes herrühren.

(E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebr. aus Schwaben II, 249. Perger, Pflanzensagen 239f. Strantz, die Blumen in Sage u. Geschichte 1875, S. 33f. — Auch die Moosrose soll, wahrscheinl. aber nach einer neueren Legende, aus einem Tropfen von Christi Blut entstanden sein, der ins Moos niederfiel. Menzel, Symbol. 279.)

c. **Gottesgnad**, in einigen Gegenden auch Josefstengel genannt, gilt als eine sehr heilkräftige Pflanze. Ihre Blüten sind deshalb so rot, weil sie am Fuße des Kreuzes von Christi Blut benetzt wurde. In dieser Stunde erhielt das Kraut auch seine wunderstarke Heilkraft.

(Wolfs Zeitschr. f. deutsche Myth. I, 332 — aus Tirol. —)

d. Eine der Orchideen (die gefleckte Orchis) heißt **Marienthräne**, auch unserer lieben Frauen Zähre. Die schwarzen Stellen auf ihren grünen Blättern sind von den heißen, bittern Thränen gesengt, die Maria unterm Kreuze weinte.

(Strantz, a. a. O., S. 246.)

12. Der **Hollunder** und die **Weide**. Von dem Verräter Judas Ischarioth heißt es, er habe sich am Hollunderbaum oder am Weidenbaum erhängt. Daher verbreitet der Hollunder einen unangenehmen stinkenden Geruch, und die Weide berstet auf und wird hohl. Der Schwamm, der auf dem Hollunder wächst, heißt Judasohr.

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg I, 524. Perger, Deutsche Pflanzensagen 312 u. 261. Warncke, Die Pflanzen S. 55. Leoprechting, Aus dem Lechrain (1855), S. 99. — Über die Espe als Baum des Erhängens s. das folgende Märchen. Daß der Hollunder auch in Ungarn als verflucht gilt, sagt das Märchen bei v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren 1893, S. 63. Nach Handtmann, was auf märk. Heide sprießt, S. 12, soll sich Judas an der Schwarzpappel erhängt haben. Darum durchschwirre sein ruheloser Geist wimmernd ihre Äste, daß das Laub zittert u. bebt. Vgl. Pieper S. 468f. Claassen, Pflanzenwelt 1897, S. 176.)

---

61. Warum die Espe bebt.

1. Als der Herr Christus durch die weite Welt wandelte, kam er einmal mit seinen Jüngern in ein kleines Häuschen, um dort Herberge zu nehmen. Das kleine Häuschen gehörte einer armen Witwe, und die Witwe wollte den Herrn gern beherbergen, aber weil sie doch so arm war, so konnte sie dem Herrn gar nichts zu essen vorsetzen. Der Herr aber sprach: 'Sorge dich nicht, arme Witwe, ich will für dreißig Silberlinge Brot holen lassen.'

Und er fragte die Jünger, wer es holen wollte. Judas war geschwind bei der Hand und sagte: 'Meister, ich will gehen!' Und der Herr gab ihm die dreißig Silberlinge, und Judas ging damit fort in die Judengasse, um Brot zu kaufen. Als er in die Judengasse kam, fand er dort unter einem Bottich eine Gesellschaft Juden sitzen, die spielten Karten und Würfel. Sie riefen dem Judas zu, er möchte doch mitspielen. Judas wußte nicht, ob er der Aufforderung folgen sollte oder nicht, und sprach bei sich: 'Setz' ich oder setz' ich nicht? Ich verliere doch alles!' Aber der Versucher gewann zuletzt den Sieg, und er setzte von den dreißig Silberlingen, die ihm der Herr anvertraut hatte. Das erste Mal gewann Judas. Da setzte er alle dreißig Silberlinge und gewann auch das zweite Mal. Zum dritten Male setzte er alles zusammen, aber da ließ ihn der Teufel im Stich, und er verlor die dreißig Silberlinge samt seinem Gewinste. Er war außer sich und wußte garnicht, was er machen sollte. Die Juden aber sagten, sie wollten ihm die dreißig Silberlinge wiedergeben, wenn er ihnen seinen Meister auslieferte, und Judas nahm den Vorschlag an.

Als sie nun beim Abendmahl saßen, fragte der Herr seine Jünger: 'Welcher von euch hat mich verkauft?' Sankt Johannes fragte: 'Herr, o Meister, bin ich's?', und auch Sankt Petrus fragte: 'Herr, o Meister, bin ich's?' und auch der falsche Judas fragte: 'Herr, o Meister, bin ich's?' Da sagte der Herr: 'Judas, Judas, du falscher Judas, das weißt du am besten!' Da stand Judas auf und lief in seiner Angst hinaus, um sich

zu hängen. Der Herr Jesus rief ihm nach: 'Kehre um, o Judas, deine Sünde ist dir vergeben, und deine Strafe ist dir erlassen!' Aber Judas hörte nicht darauf und lief immer fort, bis er in den Wald kam. In dem Walde stand eine Tanne, aber Judas ging weiter und sprach: 'Dein Holz ist zu weich und meine Sünde ist zu schwer, du Tanne kannst mich nicht tragen.' Und Judas lief immer weiter, bis dahin, wo eine Espe stand. Da blieb er stehen und sprach: 'Dein Holz ist hart, Espe, du mußt mich tragen können!' und hing sich auf an der Espe.

Aber von Stund an fing die Espe an zu beben und zu zittern und wird so beben und zittern bis zum jüngsten Tage.

(Wendisches Märchen bei Haupt, Sagenbuch der Lausitz S. 193.)

2. Als Christus einst über Berg und Thal reiste und die Kranken heilte, kam er durch einen Wald. Da erkannten ihn die Bäume und neigten sich vor ihm zu Boden. Nur die Espe blieb aufrecht stehen. Da sprach Christus: 'Du sollst dich von nun an ewig mit allen deinen Zweigen bewegen, und auch im lindesten Winter sollen deine Blätter nicht ruhig bleiben.'

Seitdem hat dieser Baum nicht Ruhe, und seine Blätter flüstern und zittern bis zum jüngsten Tag.

(Nork, Mythologie der Volkssagen S. 951. Vgl. Frischbier, z. volkst. Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885) S. 320. Haas, Rügensche Sagen S. 153.)

---

62. Der Hagebuttenstrauch.

Als Gott den Teufel vom Himmel auf die Erde hinabgestürzt hatte, gefiel es ihm hier unten schlecht. Um wieder hinauf zu kommen, schuf er einen Strauch mit hohen, geraden Gerten, die voll Dornen waren. Daran wollte er wie auf den Sprossen einer Leiter emporklettern. Aber Gott erriet die Absicht des Bösen und bog die Gerten nieder. So wuchs der Strauch nicht in die Höhe, sondern wandte sich nach der Seite. Da ward der Teufel ärgerlich und bog auch die Dornen, so

daß sie jetzt herabgekrümmt sind und alles festhalten, was sich ihnen naht. So entstand der Hagebuttenstrauch. Andere sagen, daß Judas sich an einem solchen Strauch erhenkte und daß seit dieser Zeit die Dornen sich niederwärts gekehrt hätten. In Angeln und sonst nennt man die Hagebutten darum gewöhnlich Judasbeeren.

(Müllenhoff, Sagen, Märchen u. Lieder d. Herz. Schlesw.-Holst. u. Lauenburg. 1845. S. 358. Vgl. Perger 236. Warncke 118.)

---

63. Die wilde Rose.

1. Als Joseph und Maria mit dem kleinen Jesuskinde nach Ägypten flohen, mußten sie auch durch die wasserleere Wüste ziehen, wo sie große Not litten. Da hat Maria die nassen Windeln des Christuskindleins, die sie nicht einmal waschen konnte, an einem wilden Rosenstrauch zum Trocknen aufgehängt. Den Geruch dieser Windeln nahm der Strauch in sich auf, und alle wilden Rosenhecken haben seitdem einen angenehmen weinigen Geruch. Sie werden zum Andenken auch Marienrosen genannt.

(Wolfs Zeitschr. f. dt. Myth. II, 156. Vgl. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben I (1861) S. 381. Friedrich S. 227. Bernh. Baader, neugesammelte Volkssagen aus d. Lande Baden. 1859. S. 96. (Name: Muttergottesröslein.))

2. Die wilde Heckenrose riecht deshalb so gut, weil die Mutter Gottes einst ihren Schleier auf einem solchen Rosenstrauch getrocknet hat. (E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 248.)

3. Die ersten weißen Rosen des Hagebusches entstanden dadurch, daß die heilige Maria die Windeln des Christkindes zum Trocknen über den Strauch breitete. Das geschah an einem Freitag, an dem sie stets die Wäsche wusch, und deshalb muß auch an jedem Freitag die Sonne scheinen, selbst wenn es nur für einige Augenblicke wäre.

(Perger, Pflanzensagen S. 239, vgl. Strantz, die Blumen in Sage u. Gesch. S. 33. Wolfs Zschr. II, 108 (aus Duderstadt: 'am Sonnabend regnet es nie den ganzen Tag, sondern die Sonne kommt

immer auf Augenblicke durch die Wolken, weil die Mutter Gottes an diesem Tage ihren Schleier für d. Sonntag bleichen und trocknen muß.' — E. Meier, Sagen . . aus Schwaben: 'In Oberschwaben sagt man: wenns am Samstag regne, so müßte es noch am Samstag Abend wieder gutes Wetter werden, auf daß die Mutter Gottes für den Sonntag ihre Windeln trocknen könne.' — In Grimms Märchen von den Stadtmusikanten: 'Da hab' ich gut Wetter prophezeit, sprach der Hahn, weil Unserer lieben Frauen Tag ist, wo sie dem Christkindlein die Hemdchen gewaschen hat und sie trocknen will.' Gemeint ist der Sonnabend.)

---

64. Der Schellfisch.

Bekanntlich war Sankt Peter ein gewaltiger Meister im Fischen. Eines Tages nun hatte er lange gefischt und dennoch nichts gefangen, bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fische heraus, einen nach dem andern, und that sie in einen Eimer. Den letzten aber konnte er lange nicht kriegen. Denn der sprang so schnell hin und her, daß es fast unmöglich war, ihn zu erwischen. Endlich gelang es Sankt Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. 'Du bist mir ein Schelmfisch!' sprach er, 'ein wahrer Schelmfisch! Den Namen verdienst du und sollst ihn behalten.' Und von der Zeit an hieß man den Fisch Schelmfisch oder auch Schellfisch. Und zum Wahrzeichen von der Echtheit dessen, was ich euch hier sage, sieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fisches. Dicht hinter dem Kopf hat er einen schwarzen Fleck. Wer es trotzdem nicht glauben will, der kann es bleiben lassen.

(Wolf, deutsche Märchen und Sagen 1845. S. 148. Vgl. Kuhn-Schwartz, norddt. Sagen, Märchen u. Gebräuche 1848. S. 302. Variante in Jahrb. f. Landeskunde d. Herzogt. Schleswig . . . IV, 160: 'Als Petrus sich zu den Füßen des Herrn niederwarf und die Worte sprach: 'Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch,' da hielt er einen Schellfisch in der Hand. An der Stelle, wo sein Daumen ihn gedrückt hatte, über der Seitenflosse, hatten alle Schellfische von Stund an einen dunkeln Fleck. Und sie heißen Petri Grebh (Peters Griff)'. Ähnliches wird aus Italien berichtet: Menzel, christl. Symbolik II, 217.)

---

65. Was die Krähen schreien.

Einmal wetteten der Teufel und ein Schuster miteinander, wer von beiden in einer bestimmten Zeit am öftesten 'Pech' sprechen könnte. Da fing der Schuster, so schnell er es vermochte, das Wort zu wiederholen an und zwar: Pech, Pech, Pech, hundertmal Pech, und so weiter. Der Teufel wollte klug sein, und damit seine Zunge nicht so bald erschöpft werde, sprach er langsam: Paach, Paach, Paach und so weiter. Der Schuster ermüdete jedoch nicht, wie der Teufel gehofft hatte, und gewann die Wette. Aus Ärger darüber verurteilte der Teufel die Krähen, seine Kinder, dazu, die ihm noch abgängigen Worte nachzusprechen. Und seitdem rufen sie immer: Paach, Paach und zwar ebenso gedehnt wie der Teufel.

(A. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien II (1867) S. 196.)

---

66. Die Johannisbeere.

Als Sankt Johannes am Sterben war, bat er, daß man ihm einen Rebenzweig bringe. Er wollte ihn segnen, daß er in alle Ewigkeit gut gedeihe. Man spottete jedoch seiner und brachte ihm einen Beerenzweig. Den segnete er.

Seit dieser Zeit gedeihen die Beeren alljährlich so außerordentlich gut und tragen deswegen auch seinen Namen.

(Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes, 1883, S. 441.)

---

67. Die Weihe.

Als der liebe Gott die Vögel erschaffen hatte, ließ er sie alle zusammenkommen und befahl ihnen, einen Teich zu reinigen, damit sie gutes und klares Trinkwasser hätten. Nur die Weihe weigerte sich, zu helfen, um ihr schönes Gefieder und ihre Füße nicht zu beschmutzen. Dafür aber legte ihr der liebe Gott als Strafe auf, daß sie hinfort nicht mehr aus Bächen und Teichen ihren Durst stillen durfte. Und wenn nun bei einer Dürre alle anderen Vögel den Bächen und Teichen zu-

fliegen, um zu trinken, dann muß die durstige Weihe 'Weh! Weh!' schreiend in der Luft kreisen, weil sie in hohlen Bäumen und Steinen kein Wasser findet.

(Otto Knoop, Volkssagen, Erzählungen und Märchen aus dem östl. Hinterpommern. Posen 1885. S. 87 f. Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22, 285. Lemke, Volkstüml. aus Ostpreuß. S. 20. W. von Schulenburg, wendische Volkssagen u. Gebräuche. S. 80 f. Ähnliches Märchen von der Krähe bei Reusch, Sagen des preuß. Samlandes 2. Aufl. S. 37: 'Als die Vögel sich die Brunnen gruben, aus denen sie trinken wollten, da hatte die Krähe keinen Gefallen an dem Werke, sondern wenn ein Wall rings um den Brunnen von den andern aufgeworfen war, scharrte sie ihn mit den Füßen wieder zurück und hinderte so die Arbeit. Daher darf die Krähe kein Wasser trinken. Oft sieht man sie zwar über dem Wasser flattern, als ob sie trinken wollte, doch alsbald weicht sie wieder scheu zurück. Und so kommt es auch, daß die Krähe selbst in der nächsten Nachbarschaft eines Wassers verdurstet.' In dem Märchen bei Müller, siebenbürgische Sagen, 2. Aufl., S. 200 weigert sich allein die Dohle, sich an der Reinigung der Quellen zu beteiligen. Deshalb verfluchte sie Gott, sie sollte nirgendher trinken können, als vom herabfallenden Regen.)

---

68. Die Biene.

1. Entstehung der Biene.

a. Einst wanderten Christus und der heilige Petrus durch die Welt und kamen zu einer Frau, gerade als sie Fladen einschoß. Redete Christus sie an und bat sie: 'Na, wird auch für mich ein Fladen dabei abfallen?' Die Frau war eine gutherzige Seele, kein Bettler verließ ohne Gabe ihr Haus, und da wollte sie auch diesmal nicht den Mann leer ausgehen lassen. 'Meinetwegen soll dir der da zufallen,' sagte sie und bestimmte für ihn den kleinsten Fladen, der lag oben auf der Brotschaufel. Just wollte sie den Fladen einschießen, doch Christus ergriff sie bei der Hand: 'Wart ein bißchen, ich will mir ihn bezeichnen, damit ich mir keinen anderen nehme, wenn das Brot gebacken ist.' Trat näher und drückte den Finger in den Fladen. Hierauf schoß das Weib den Fladen in den Ofen ein.

Die zwei unbekannten Männer legten sich im Schatten nieder und ruhten sich aus.

Jesu Fladen wuchs zusehends. In kurzer Zeit war sein Fladen größer als alle anderen. Darob wunderte sich das Weib nicht wenig. Nun reute sie's, daß sie den Fladen dem Wanderer geschenkt. 'Ei was!' sagte sie zu sich, 'muß ich ihm denn gerade den geben? Ich fertige ihn mit einem anderen ab. Wäre wirklich jammerschade um den Fladen, ist so schön aufgegangen!' Geht hin, knetet in aller Eile einen anderen an, drückt den Finger hinein und steckt den Fladen in den Ofen.

Nachdem alle gebacken waren, rief das Weib die Wanderer und reichte Jesu den Fladen, den sie für ihn bestimmt hatte. Doch Jesus weigerte sich den Fladen anzunehmen, schaute das Weib scharf an und sprach: 'Weib, das ist nicht mein Fladen. Gieb mir den versprochenen!' Das Weib stellte sich dumm, wollte Jesu ihren anderen Fladen aufzwingen und behauptete steif und fest, das wäre der rechte, er solle ihn nur nehmen. Als sie ihn durchaus nicht überreden konnte, wurde sie zuletzt fuchtig und warf den Fladen Jesu an die Schläfe. Da nahm Jesus diesen und ging mit Petrus weiter.

Nach einigen Augenblicken sprach er zu Petrus: 'Schau mal, schau, was hab ich da auf der Schläfe, wo mir das Weib den Schlag versetzt hat?' Petrus schaute und sah eine Wunde, und in der Wunde ein zierlich Würmlein. Gingen weiter. Sprach von neuem Christus zu Petrus, er solle die Wunde anschauen: 'Es juckt mich und brennt mich heftig,' sagte er. Petrus schaute, und was gewahrte er? Ein Geschöpfchen, einer Fliege ähnlich. Das ist gleich auf den nahen Fels geflogen. 'Schau, Petrus,' sprach der Herr, 'dieses Geschöpflein ist die Biene. Sie wird allezeit Wachs bereiten, ohne den wird man keine heilige Messe lesen können.' — Das ist also der Ursprung der Bienen. (Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven II (1884), 421.)

b. Nach anderer Sage ist die Biene nicht so entstanden, sondern ist uns aus dem verlorenen Paradiese übrig geblieben — das einzige Tier, das wir daraus überkommen haben. Mit Gottes

Segen hat sie es um der Menschen Sünde willen verlassen und sammelt das Wachs, ohne das die Messe nicht gesungen werden kann.

(Grimm, Mythologie[4] 755 (aus Wales). Leoprechting, Aus dem Lechrain (1885) S. 80.)

2. Gestalt und Farbe der Biene.

Als Gott diese Welt erschaffen wollte, sandte er die Biene an den Teufel ab, damit sie diesen um Rat frage, ob es besser sei, nur eine Sonne zu schaffen oder mehrere. Die Biene trug dem Teufel die Frage vor und setzte sich dann listiger Weise auf seinen Kopf. Der Böse beratschlagte bei sich, wie er die Frage klug beantworten könnte, und sprach vor sich hin: 'Gäbe es mehrere Sonnen, so wäre es nicht gut. Denn ihre Glut könnte die Flammen der Hölle übertreffen, und so hätten die Menschen keine Furcht mehr vor ihr.' Weiter sprach er: 'Es wäre nicht gut, wenn es viele Sonnen gäbe. Denn sie könnten die Nacht zum Tag erhellen, und so hätten die Werke der Finsternis ein Ende.' Auf dieses that nun der Teufel den Ausspruch: 'Es ist besser, wenn es nur eine Sonne giebt.'

Wie die Biene jetzt aufflog, um dem Herrn diesen Ausspruch zu hinterbringen, und eben anfing zu summen, da erkannte der Meister der Nacht, daß sie auf seinem Haupte gesessen und der Beratung, die er mit sich gehalten, zugehört hatte. Ergrimmt hierob schlug er sie heftig mit einer Peitsche über den Leib. Durch diesen Schlag wurde sie ganz schwarz, — denn vorher hatte sie eine weiße Farbe — auch rührt von ihm ihre jetzige eingeschnittene Gestalt her.

Nach einer anderen Sage soll die Biene ihre Gestalt und Farbe von der feurigen Himmelsgeißel, dem Blitze, haben, mit dem sie der heilige Petrus im Zorne schlug, weil sie mit ihren Eltern als ein ungehorsames Kind gestritten hatte.

(Arth. u. Alb. Schott, walachische Märchen, 1845, S. 283f. In der walachischen Sprache heißt die Biene albina, die weiße.)

3. Warum die Bienen den roten Klee meiden.

(Die Blütenkelche sind für die Bienen zu tief. Das Volk deutet das in sinniger Weise anders.)

a. Als der liebe Gott die Bienen geschaffen hatte, sagte er zu ihnen: 'Sechs Tage sollt ihr von Blume zu Blume fliegen, um zu sammeln, wessen ihr bedürft. Doch am siebenten sollt ihr ruhen.' Da flogen die Bienen von Blume zu Blume, arbeiteten nach Herzenslust und bereiteten Honig und Wachs, einen Tag wie den andern, ohne Rast und Ruh. Insbesondere hatten sie es auf den roten Klee abgesehen, von dem sie den besten Honig einsammeln konnten. Als nun der Tag des Herrn anbrach, kümmerten sie sich nicht um das Gebot, sondern flogen wie an den Wochentagen geschäftig umher und arbeiteten im Stock ohne Unterlaß. Da strafte Gott das ungehorsame Völklein und sprach: 'Von nun an sollt ihr keinen Blumensaft mehr im roten Klee finden!'

(Branky, Volksüberlieferungen aus Österreich, Zeitschr. für Volkskunde hg. v. Veckenstedt III, 223. Lemke, Volkstüml. aus Ostpreuß. II, 1887, S. 22. O. Knoop, Volkssagen u. Märchen aus d. östl. Hinterpommern, 1885, S. 87. Germania ed. Pfeiffer I, 110, ebenfalls aus Pommern mitgeteilt von Höfer. Philo vom Walde, Schlesien in Sage u. Brauch.)

b. In alter Zeit, als die Tiere noch reden konnten, war einmal heller, goldiger Sonntag. Alles hatte nach Gottes Gebot die Wochenarbeit weggelegt und hielt Sonntagsruhe. Die Menschenkinder zogen frühmorgens in die Kirche und sangen gar fromm und andächtig, und nachmittags gings mit Sang und Klang hinaus in die schöne Welt. Die Vögel feierten ebenfalls und stimmten gar herrliche Lieder an. Auch die unansehnlichsten Geschöpfe wollten den Tag genießen: im Sonnenschein gaukelten die Spinnen, und über den Wassern tanzten die Mücken.

Nur die Bienen mußten daheim in der dunklen Kammer weilen. Sie durften ja heute nicht arbeiten und darum auch nicht wie alltäglich über die Blumen fliegen, um zu sammeln!

Da hielten sie Rat, wie sie eine Änderung herbeiführen möchten, und sie sandten Boten zum Herrgott, die mußten sagen: 'Lieber Vater, du bist so gut und giebst jedem Wesen einen schönen Sonntag zur Freude. Nur wir sind ohne Sonntags-

feier. Denn wir haben wohl Ruhe, aber kein Licht, keine Farbe, keine Luft, keinen Sang. Laß uns doch mit den andern hinausziehen. Wir wollen uns dafür gern einen harten Zwang auflegen und künftig nie mehr den vollen, roten Klee berühren!'

Wie das die Boten recht fein und sittsam gesagt hatten, lächelte der Herrgott und sprach mit freundlichem Ernst: 'Feiert Sonntag nach eurem Begehr, aber haltet Wort und meidet den roten Klee alle Zeit!' Fröhlich zogen die Bienen heim und verkündeten den Ausspruch. Aus dem roten Klee hat nachher keine Biene mehr getrunken.

(Vogtländisches Märchen in den Bunten Bildern aus dem Sachsenlande, herausgeg. v. Pestalozziverein. II, 435. Vgl. E. Meier, Sagen, Sitten u. Gebräuche aus Schwaben. I, 222. Frischbier, Zur volkstümlichen Naturkunde. Beiträge aus Ost- und Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22, 313 f.)

4. Der Bienenstich.

Als Gott der Herr die Tiere geschaffen hatte, gab er jedem eine Waffe, sich zu verteidigen. Auch der Biene wollte er eine solche geben und fragte sie, was sie für eine zu haben wünschte, und sie bat sich einen Stachel aus, der sollte so giftig sein, daß jeder sterben müßte, den sie damit stäche. Der liebe Gott erfüllte diese Bitte nicht; er gab der Biene zwar einen Stachel und auch Gift, aber er bewirkte, daß nicht der Mensch, welcher gestochen wird, sondern die Biene selbst an den Folgen des Stiches sterben muß.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten. II, 166.)

---

69. Wie die Schildkröte entstanden ist.

1. Jesus kam einmal als Bettler zu einer Jüdin. Damit sie ihm kein Almosen geben müsse, kroch sie unter den Backtrog und lehrte ihr Töchterlein, dem Bettler zu sagen, daß niemand zu Hause sei. Jesus meinte: 'Wenn niemand zu Hause ist, so soll auch niemand hervorkriechen!' Da wuchs der Jüdin der

Backtrog an den Leib, und sie ward zur Schildkröte, und so kroch sie hinweg.*)

(v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren. S. 79.)

2. Es war einmal eine junge Frau, die eben erst geheiratet hatte. Als sie einmal Brot knetete, widerfuhr ihr in Gegenwart ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter etwas ach! gar Unschickliches. Darüber schämte sich die Arme so, daß sie ihnen gar nicht mehr in die Augen blicken konnte. Sie setzte die Scheibe Brodteiges auf die Erde, legte sich auf die Scheibe und deckte sich zusammengekauert mit dem Backtrog zu. Dann bat sie Gott, er möge sie in was für ein Geschöpf immer verwandeln. Da wuchsen ihr die Scheibe und der Backtrog an den Leib an, und sie ward eine Schildkröte. Nun kroch sie langsam fort, kroch aus dem Haus hinaus und zog ins Gebirge.

Daher kommt es, daß sie jedesmal, wenn sie jemanden erblickt, gleich den Kopf hinter die Mulde zurückzieht und so lange sich nicht muckst, bis der vorbeigegangen. Das thut sie nur, weil sie sich schämt.

(Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven. II, 123.)

3. Eine Mutter ging zu ihrer verheirateten Tochter zu Gaste. Kaum hatte die Tochter durch das Fenster ihre Mutter kommen sehen, so deckte sie eine gebratene Henne, von der sie mit ihrem Manne eben gegessen hatte, rasch mit einem andern Teller zu und versteckte sie vor der Mutter, um ihr nichts davon geben zu müssen. Die Mutter kam, saß eine Weile da und ging ohne alle Bewirtung weg. Sofort holte die Tochter den Braten, um ihn zu Ende zu essen. Als sie aber den oberen Teller abheben wollte, war er an den Braten angewachsen. Im Augenblicke verwandelten sich auch die beiden Teller samt der Henne in eine Schildkröte. So ist die Schildkröte entstanden.

(Kupczanko, Russische Schöpfungssagen. Am Urquell. III, 18.)

---

*) In meiner Quelle heißt es nur: 'Da kroch die Jüdin als Schildkröte hervor.' Das widerspricht den Worten Jesu. Daß der Backtrog hierbei nicht unwesentlich sein kann, zeigt die zweite Erzählung.

70. Etwas vom Ungeziefer in der Arche Noah.

1. Wie die Schwalbe einen gabelförmigen Schwanz kriegte, und wie die Laus und der Floh entstanden.

a. Als Väterchen Noah ein Vöglein aus der Arche hatte ausfliegen lassen, damit es erkundschaftete, wo sich trockenes Land zeige, machte sich die Schlange in der Arche zu schaffen und überredete die Schmeißfliege, sie solle ausforschen, welches Tier das süßeste Blut habe. Die Fliege gehorchte auf der Stelle und flog aus. Und als sie zurückkehrte, that sie den Mund auf und wollte sagen, daß des Menschen Blut am süßesten schmecke. Doch kaum hatte die Schwalbe, die sich gerade in der Nähe befand, die Absicht der Schmeißfliege gemerkt — hast du nicht gesehen! schnappte sie nach der Schmeißfliege und biß ihr die Zunge ab. So konnte die Schlange nicht verstehen, welches Blut das süßeste sei, und darum lauert sie seitdem auf alle Tiere. Damals wurde sie aber so zornig, daß sie zischend auf die Schwalbe losfuhr, doch die war flink und huschte davon. Die Schlange aber war auch schnell und riß der Schwalbe in der Mitte den Schwanz aus. Nur zwei Federn blieben stehen, je eine auf der Seite. Deshalb hat der Schwalbenschwanz die Gestalt einer zweizinkigen Gabel.

Als Väterchen Noah diesen sauberen Handel erfuhr, wurde er ganz fuchtig darüber. Er nahm einen Stecken, spaltete ihn oben ein wenig und machte daraus einen Kloben. Darauf zwängte er die Schlange in diesen Kloben ein, nahm sie und legte sie ins Feuer, daß sie verbrenne. Während sich die Schlange langsam briet, sprangen ihr die Schuppen vom Leibe ab. Aus den weißen Schuppen entstanden die Läuse und aus den schwarzen die Flöhe. Darum rasten und ruhen die Läuse und Flöhe nimmer, sondern zapfen den Menschen, wo sie nur können, das Blut ab, wie es einst die Schlange gewollt hatte.

(Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven. II, 153 f.)

b. Während der großen Sintflut strandete die Arche Noahs auf einen Felsen und bekam ein Leck. Da nun Noah und die Seinen in Gefahr waren, den Fischen zum Opfer zu fallen,

redete die Schlange Noah an und versprach ihm, sie werde ihm helfen, wenn er sie nur nach Abnahme der Flut mit menschlichem Fleische speisen würde. In seiner Verlegenheit willigte Noah ein, und die Schlange rollte sich in dem Loche zusammen, daß kein Wasser mehr ins Schiff fließen konnte. Als die Sintflut verlaufen war, forderte die Schlange ihre Belohnung. Noah aber fragte in heller Verzweiflung den Engel Gabriel um Rat, und wie dieser ihm gesagt, warf er die Schlange ins Feuer, wo sie gleich ganz verbrannte. Die Asche warf er in die Höhe, daß die Winde sie wegbliesen. Sie verwandelte sich in kleine Insekten, es wurden Wanzen und Flöhe und derlei Ungeziefer daraus. Die plagen die armen Menschen bis zum jüngsten Tage, und auf die Weise genießt die alte Schlange ihre versprochene Speise.

(Märchen einiger kurdischer Stämme Kleinasiens, bei Forde, Corsica II, 174 f. Vgl. Am Urquell IV, 129 ff., wo noch anderes Material mitgeteilt ist. Die Entstehung der Moskitos aus der Asche einer blutsaugenden Hexe: Boas, indianische Sagen, S. 252 f., dazu die auf S. 355, Nr. 35 angeführten Varianten.)

2. Wie der Schneider den Flöhen, Bienen und Hornissen die Stacheln einsetzte.

Als Gott dem Vater Noah befahl, sich ein großes Schiff zu bauen und von allen Tieren ein Paar darin aufzunehmen, da verordnete er zugleich, daß von jedem Handwerke ein Meister in dem Schiff gerettet werden solle, aber nur kein Schneider. Denn die waren von Anfang an ein böses Geschlecht und sollten deshalb ausgerottet werden. Trotz aller Vorsicht, die Noah anwandte, stahl sich aber doch ein Schneider in das Schiff und verbarg sich so gut, daß ihn niemand gewahr wurde. Indes war es dem Schneider garnicht wohl zu Mut, daß er sich so still halten mußte und keine losen Streiche ausführen und die Menschen nicht quälen konnte. Da fing er endlich ein Paar Flöhe und machte denen von seinen Nadeln spitzige Stacheln. Ebenso setzte er den Bienen und Hornissen ihre Stacheln ein. Die haben sie seit der Zeit behalten.

Was aber geschah nun? Ein Floh stach zuerst die Frau

des Vater Noah, und die Bienen und Hornissen quälten Menschen und Tiere. Es entstand großer Lärm in der Arche, und keiner konnte begreifen, wer diesen Tierchen die Nadeln gegeben haben könnte. Aber alsbald schöpfte man den Verdacht, daß ein Schneider mit in der Arche sein müßte. Deshalb wurde das ganze Schiff sogleich durchsucht. Und richtig! man fand den losen Schneider und warf ihn ohne Gnade sogleich hinaus ins Wasser. Da hätte er nun elendiglich versaufen müssen, und dann wären wir noch heutiges Tages ohne Schneider und müßten unsere Kleider selbst machen, wenn nicht eine langbeinige Wasserspinne eben in der Nähe gewesen wäre. Auf die setzte sich flink unser Schneiderlein und ritt auf ihrem Rücken so lange umher, bis die große Flut verlaufen und die Erde wieder trocken war.

(Ernst Meier, Volksmärchen aus Schwaben, 1852, S. 122 f.)

---

71. Noch etwas vom Ungeziefer.

1. Eine ungarische Sage erzählt, daß eine alte Jungfer stets über Langeweile geklagt habe. Da erschuf Gott ihr zu Liebe die Fliegen und Flöhe, damit sie nun etwas zu thun habe. — Ferner sagt man in Ungarn: Als Gott den Floh erschaffen hatte, bat der Teufel auch so etwas schaffen zu dürfen. 'Nun, schaff', was du kannst!' sprach Gott. Der Teufel machte sich daran, konnte aber nur eine Laus zustande bringen. Und so ist es auch besser. Denn wenn die Laus auch so springen könnte wie der Floh, wär's arg gefehlt!

(v. Wlislocki, Volksglaube u. relig. Brauch der Magyaren, S. 95. Ebd. S. 97 über den Teufel als Erschaffer der Fliegen. Nach einer wenig volkstümlich klingenden Sage bei v. Wlislocki, Märchen u. Sagen der transsilvanischen Zigeuner S. 7 sind die Flöhe aus der Ehe von Schmutz und Faulheit hervorgegangen. Die Eltern waren Geschwisterkinder und wurden für die unheilige Verbindung an den Kindern gestraft).

2. Als Adam und Eva noch im Paradiese waren, war die Laus noch garnicht geschaffen. Erst als sie es nach dem Sündenfalle verlassen hatten und im Schweiße ihres Angesichts

ihr tägliches Brot verdienen mußten, erwuchs in dem Wuzel der schwitzenden Haut das Malefiztier.

(Leoprechting, aus dem Lechrain, 1855, S. 80.)

3. Ein Bauer ging in den Wald Holz schlagen. Er trat zuerst an eine Fichte heran und gedachte sie zu fällen. Aber aus der Fichte klang ihm eine Stimme entgegen: 'Fälle mich nicht! Siehst du nicht, wie mir schon die Thränen zäh aus dem Stamme dringen? Du wirst erfahren, welchen Schaden du leidest, wenn du mir das Leben nimmst!' Da trat der Mann zu einer Tanne und gedachte die zu fällen, aber die Seele der Tanne rief ihm entgegen: 'Fälle mich nicht! Von mir hast du nur geringen Nutzen, denn mein Holz ist knorrig und ästig.' Verdrießlich ging der Mann zu einem dritten Baume, die Erle wollte er jetzt schlagen. Der Baumgeist aber schrie: 'Hüte dich, mich zu berühren! Mit jedem Schlage strömt Blut aus meinem Herzen, und Blut wird meinen Stamm und deine Axt färben.'

Auf diese Gegenreden ward der Mann ganz bekümmert, ließ ab von seinem Vorhaben und schickte sich zum Heimweg an. Als er aus dem Walde trat, kam ihm Jesus entgegen und fragte ihn, warum er so bekümmert wäre? Er erzählte sein Erlebnis im Walde. Da antwortete ihm der Herr: 'Kehre nur um und schlage nieder, was dir vorkommt. Denn von heute an will ich den Bäumen alle Sprache und Gegenrede nehmen.'

Also geschah es, und seitdem erkühnt sich kein Baum, seine Stimme wider des Menschen Axt zu erheben. Dennoch vernimmt man im Walde noch ein leises Säuseln und Blätterrauschen, wenn die Bäume still mit einander flüstern.

Als nun die erste Tanne niedergehauen ward, vergoß sie bittere Zähren, die hernach zu Harz erstarrten. Der Schmerz der Mutter ging aber ihren Kindern, den Tannenzapfen, tief zu Herzen, und sie sprachen zu ihr: 'Weine nicht, liebe Mutter, wir wollen es dem Menschen, der so erbarmungslos ist, böse vergelten!' Da verwandelten sich die Schuppen der Zapfen in

Wanzen und krochen in die Häuser der Menschen, wo sie noch heutzutage eine arge Qual und Plage sind.

(Esthnisches Märchen, mitget. von Harry Jannsen in Veckenstedts Zeitschr. f. Volkskunde I, 316f.)

4. Einst wollte der Teufel in den Himmel fliegen. Zu diesem Zwecke klebte er sich mit Pech zwei Flügel an. Er war auch wirklich schon ziemlich hoch gestiegen, und schon näherte er sich der Sonne. Aber unter deren glühenden Strahlen schmolz das Pech und troff zur Erde nieder; aus diesen Tropfen entstand das Ungeziefer.

Der Teufel, seiner Flügel ledig, fiel wieder zurück in die Hölle.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen und Legenden der Zamaiten (Litauer) I, 231f.)

72. Entstehung der Fliegen.

Als Christus der Herr noch auf Erden wandelte, von Sankt Petrus begleitet, kam er an einer großen Linde vorbei, in deren Schatten ein Mann behaglich sich ausgestreckt hatte. Als der Herr ihn so daliegen sah, fragte er ihn, welches der Weg in den nächsten Flecken sei. Der Mann aber war zu bequem, um aufzustehen und gehörig Bescheid zu geben. Er zeigte daher mit seinem Fuße nach der Richtung. Darüber ärgerte sich Sankt Petrus gar sehr und sprach zu Christus: 'Herr, was thun wir dem Manne? Er ist zu bequem, uns ordentlich den Weg zu zeigen!' Der Herr antwortete: 'Was willst du ihm thun? Nimm eine Hand voll Staub und wirf nach ihm.' Petrus that, wie ihn der Herr geheißen, und es wurden Fliegen aus dem Staube, und sie stachen den Mann, so daß er, um die lästigen Gäste abzuwehren, nicht blos Hände und Füße in Bewegung setzen, sondern schließlich das kühle, schattige Plätzchen verlassen mußte. Zur Belästigung der Müßiggänger ließ der Herr die Fliegen fortbestehen.

(A. Peter, Volkstümliches aus Österr.-Schlesien II, 133f. Über die Erschaffung der Fliegen siehe auch die Sagen bei v. Wlislocki, Volksglaube u. relig. Brauch der Magyaren, S. 94.)

73. Regenbogen und Schafwölkchen.

Wenn die Wolken sich ausgeregnet haben, dann erscheint am Himmel der Regenbogen. Dessen Enden senken sich, ohne daß man es immer sieht, stets in einen Fluß, einen See oder ein Meer und ziehen Wasser an. Aus der Ferne sieht man es ganz deutlich, wie das Wasser darin zum Himmel aufsteigt. Gott hat das gar prächtig angeordnet, daß die Wolken nie lange leer bleiben, sondern sich immer wieder anfüllen.

Wie nun der Regenbogen das Wasser anzieht, das wollte sich einst in frevler Neugier ein Hirtenknabe aus der Nähe ansehen. Er weidete eine große Schafherde an einem Bergabhange und trieb sie ins Thal hinab an den Fluß. Da wurde er samt seiner Herde aufgesogen und weidet nun ewig am Himmel seine Schafe. An heiteren Frühlings- und Sommertagen kannst du ihn oft mit der Herde sehen.

(Fr. Müller, Siebenbürgische Sagen. 2. Aufl. 1885. S. 166. Auch in Ostpreußen heißt es, daß der Regenbogen Wasser anzieht: Am Urquell 1, 86.)

---

74. Die Aster.

Als das Jesuskindlein in Nazareth zwischen den übrigen Kindern aufwuchs, schickte ihm Gott einen Engel, der mit ihm spielen und ihm von dem himmlischen Vater erzählen sollte.

Nun war auch öfter der kleine Johannes, der von Gott gesandt war, daß er auf Jesus als den Messias hinweise, bei den Eltern Jesu zu Besuch und hatte den Weltheiland zum Spielgefährten. In traulichem Geplauder erzählte ihm der Jesusknabe, was er von dem Engel gehört hatte. Er habe viele glänzende Blumen, die am Himmel prangten, die aber von den Menschen Sterne genannt würden. Und dann schenkte er ihm ein hellschimmerndes Samenkorn. Johannes eilte freudig zu seinem kleinen Gärtchen, pflanzte das Korn ein und erzählte hochbeglückt den andern Kindern, er habe einen Stern in seinen Garten gesät. Als nun der Herbst nahte, sproßten an der Stelle wunderschöne Pflanzen, die Blumen wie Sterne trugen. Jubelnd nannten die Kinder sie Astern oder Stern-

blumen, und den Namen behielten sie bis auf den heutigen Tag. (Warnke, Die Pflanzen in Sage u. Gesch., S. 200.)

75. Die Kaiserkrone.

1. Die Kaiserkrone entstammt dem Paradiese. Dort war sie unter allen Gewächsen die schönste Blume. Ihre Glocken strebten ursprünglich aufwärts und guckten zum blauen Himmel hinauf. Aber zu ihrem Unglück wurde sie auf ihre Schönheit stolz. In ihrem Übermute verachtete sie die übrigen Schwestern und Brüder und schaute selbst keck und trotzig zu Gottes Thron empor. Da ward der Herr zornig und ließ zur Strafe die aufwärts gerichteten Blüten umkehren, daß sie zur Erde niederhingen.

Seitdem weint die Blume mit hellen, schweren Thränen im Blütenkelche über ihre Sünde und hofft demütig, daß ihr das Unrecht noch einmal vergeben werde, damit sie wieder mit klaren Augen aufblicken dürfe zum Himmel. (Warnke, S. 190.)

2. Als unser Heiland die Kaiserkrone sah, die von außen ja so schön, in der Wurzel aber giftig ist, da jammerte ihn der Blume, und eine Thräne floß in ihren Kelch. Seitdem senkt sie ihre Krone und weint über sich selbst.

(Claaßen, Pflanzenwelt in Natur, Geist und Leben. 1897. 1. Hälfte. S. 242.)

76. Der Tabak.

Den Tabak hat der Teufel erfunden, und kein Mensch hat den Namen des Krautes gekannt, bis er auf folgende Weise ruchbar wurde.

Eines Tages sah ein Bauer, wie der Teufel ein großes Stück Land mit Pflanzen bestellte. Der Bauer kannte das Kraut nicht, ward neugierig und fragte: 'Was ist das, Teufel, was pflanzt du da?' 'Das rätst du dein Lebtage nicht!' sprach der Teufel. Die Rede verdroß den Bauer, und er rief: 'Was du weißt, weiß ich auch. So klug wie du, bin ich noch immer!' — 'So? Wollen wir wetten?' fragte der Teufel.

'Wenn du in drei Tagen den Namen des Krautes erräťst, so soll dir das ganze Stück Land und alles, was darauf steht, zugehören; wo nicht, bist du mein eigen und verfällst mir mit Leib und Seele!' Der Bauer war trotzig und ging auf die Wette ein; doch schon auf dem Heimweg fiel ihm das Herz in die Hosen, und als er zu Hause angelangt war, setzte er sich traurig nieder und nahm nicht Speise noch Trank.

'Was ist dir, Vater?' fragte die Bäuerin. 'Ach, Mutter,' sprach er, 'es ist eine schlimme Geschichte!' und dann erzählte er ihr alles, wie es gekommen war. — Sagte die Alte: 'Wenn's weiter nichts ist, so iß und trink und sei guter Dinge. Den Namen des Krautes will ich dir schon erraten!' Sprach's und zog sich splinternackt aus und kroch in die Teertonne, dann schnitt sie ein Bett auf und wälzte sich in den Federn, daß sie am ganzen Leibe damit bedeckt war. Darauf ging sie auf das Feld, das mit dem fremden Kraute bepflanzt war, und lief zwischen den Furchen auf und ab und neigte den Kopf zur Erde, als wollte sie von den Blättern fressen. Kaum war der Teufel ihrer gewahr geworden, so lief er zum Hause hinaus, um den großen Vogel zu vertreiben, und klatschte in die Hände und rief: 'Tschuch, du großer Vogel! Willst du aus meinem Tabak heraus! Tschuch! Tschuch! Tschuch!' Die Frau aber hatte an diesen Worten genug, eilte nach Hause und erzählte dem Manne, wie der Teufel das Kraut genannt habe.

Als nun der dritte Tag kam, freute sich der Böse schon, eine Seele gewonnen zu haben, und lachte über das ganze Gesicht und fragte den Bauer, wie das fremde Kraut hieße. 'Das ist der Tabak,' gab ihm der Bauer zur Antwort. Da hatte der Teufel seine Wette verloren und mußte ohne die Seele in die Hölle zurück; der Mann aber bekam das große Stück Land mit dem Tabak darauf, und von ihm hat aller Tabaksbau in der Welt seinen Anfang genommen.

(Ulrich Jahn, Volksmärchen aus Pommern und Rügen I (1891) S. 265. Die Frau als Federvogel z. B. auch in einem Märchen bei Pfister, Sagen und Aberglauben aus Hessen und Nassau. S. 34.)

2. Bei den wilden Völkern Amerikas hat der Tabak religiöse Bedeutung. Unter ihnen geht die heilige Pfeife herum, wenn sie sich zur Beratung versammeln. Daher lag der Glaube nahe, daß der Tabak ein Geschenk des Himmels sei. Eine sehr alte nordamerikanische Sage erzählt davon.

Zwei Jäger hatten einst ein Stück Wild erlegt und brieten sich's an einem Feuer, das sie im Walde angemacht hatten. In dem Augenblicke, als sie anfangen wollten zu essen, sahen sie eine sehr schöne Jungfrau aus den Wolken herabsteigen und sich nicht weit von ihnen auf einem Hügel niederlassen. Sie hielten sie für einen Geist, der vom Geruch des Fleisches angelockt wäre und nun zu essen begehrte, nahmen daher die Zunge des Tieres und brachten sie der Jungfrau. Die aß davon, und dann sprach sie zu den Jägern: 'Ich will euch für eure Gefälligkeit belohnen. Kommt nach dreizehn Monaten wieder an diese Stelle. Ihr werdet etwas sehr Nützliches finden.'

Als sie nach Verlauf dieser Zeit wiederkamen, fanden sie die Tabakspflanze. (Friedreich, Symbolik der Natur. S. 278.)

---

77. Die Schwalbe.

1. Es war einmal ein böser Mann und Trunkenbold, dessen Weib sorgte von früh bis spät im Hause und schaffte mit Fleiß und Mühe alles herbei, wessen sie bedurften. Eines Tages kehrte der Mann wieder ganz von Sinnen heim und polterte ins Haus. Die Frau aber saß fleißig am Webstuhl und trug dabei ihr Kind im Schoß, das sie einlullte. Voller Wut sprang der Mann auf den Webstuhl zu, stieß das Weib beiseite, ergriff eine Axt und zertrümmerte den Webstuhl. Darüber fing das Weib an zu weinen, der Mann aber ward noch zorniger, erhob die Faust und ließ sie schwer auf den Kopf des Kindes niederfallen, daß es augenblicklich verschied. Dann schlug er mit einem Prügel so lange auf das Weib ein, bis es halb tot niedersank.

Der alte Gott erbarmte sich aber des Weibes und verwandelte es in eine Schwalbe. Schwirrend flog sie dem Manne unter den Händen auf ans Gebälk und wollte zur Thür hinaus. Der Mann zog sein Messer und schlug nach ihr, konnte sie aber nicht ordentlich treffen und hieb ihr nur den Schwanz mitten entzwei. Da flog sie hinaus vor die Thür, von da unter das Dach und schwang sich durch das Giebelloch hoch in die Lüfte. Da lebt ihr Geschlecht noch heute, und wenn einmal eine von ihnen auf dem Zaun rastet, so singt sie das Lied:

'Witt, witt dewelick,
Schlug den Webstuhl in Stück',
Zi, zi, zehr,
Schlug mich selbst so schwer,
Biwist, biwist,
Und mein Kind ermordet ist!'

Auch die Kleidung trägt sie noch wie zur Stunde, da sie verwandelt ward: ein schwarzes Tuch um den Kopf, ein rotes um den Hals gebunden, ein hübsches weißes Hemd und ein kohlschwarzes Röckchen. Und heute noch fürchtet die Schwalbe ihre Verwandten, die Menschen, nicht so sehr, wie es die anderen Vögel thun, sondern baut an ihren Häusern zutraulich ihr Nest.

(Harry Jannsen, Märchen und Sagen des esthnischen Volkes. 2. Lieferung. Leipzig 1888. S. 161.)

2. Nach einer walachischen Sage war die Rauchschwalbe ehedem ein Mädchen, das stets mit seinen Eltern haderte und andere verleumdete. Zur Strafe wurde sie in ihre jetzige Gestalt verwandelt und muß ihr Nest in Schornsteinen bauen, dem schwärzenden Rauche ausgesetzt.

(Arthur und Albert Schott, walachische Märchen 1845. S. 284.)

---

78. Der Maulwurf.

1. Ein Edelmann ließ sich von einem Schlachter das ganze Jahr hindurch Fleisch liefern. Als nun das Jahr um

war und der Schlachter seine Rechnung brachte, wog ihm der Edelmann alle Knochen wieder zu und sagte: 'Ich habe nur Fleisch verlangt und keine Knochen. Du mußt dir nun für soviel Pfund abziehen lassen.' Das wollte der Schlachter natürlich nicht gelten lassen und verklagte den Edelmann, konnte aber gegen ihn kein Recht bekommen. Das folgende Jahr über ließ sich der Edelmann von einem andern Schlachter sein Fleisch liefern und machte es am Ende ebenso, wie mit dem ersten. Zuletzt hatte er alle Schlachter der ganzen Gegend auf dieselbe Weise angeführt. Da haben die armen betrogenen Leute den Edelmann endlich unter die Erde zu einem Tier verwünscht, das sich nur Fleisch ohne Knochen suchen muß. Das ist nämlich der Maulwurf, der ja nur Regenwürmer frißt.

(Karl Müllenhoff, Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. 1845. S. 357.)

2. Es war einmal eine Prinzessin, für die hatte ihre Mutter einen Bräutigam ausgewählt, aber sie war stolz und wollte nichts von ihm wissen. Da ergriff die Mutter großer Zorn, und sie verfluchte und verwünschte ihr eigenes Kind.

Sogleich schrumpfte der Körper des Mädchens zusammen, und ihr schwarzes seidenes Kleid legte sich als ein schöner tiefschwarzer Sammetpelz um ihn herum, kurz — aus der schönen Prinzessin ward der Maulwurf, und sie mußte Maulwurf bleiben für immer.

(Jahn, Volkssagen aus Pommern Nr. 565. Vgl. Haas, S. 140 f.)

3. Der Maulwurf läuft nie quer über den Weg; der Grund, weshalb er das nicht thut, ist folgender. Als Gott der Herr die Menschen und Tiere aus dem Paradiese vertrieb, befahl er ihnen, sie sollten sich für ihre Wanderungen Wege bauen. Die Menschen und Tiere gehorchten, bis auf den Maulwurf; dieser aber sagte, er sehe nicht ein, wozu er Wege bauen solle, denn er werde doch keine Reisen unternehmen. Da sprach Gott der Herr zu ihm: 'Wenn du keine Wege bauen hilfst, so sollst du auch nie einen Weg betreten; thust du es dennoch, so

wird das dein Tod sein.' Als der Maulwurf das gehört hatte, vermied er es, fortan über einen Weg zu laufen.

(Veckenstedt, Myth., Sag. u. Leg. der Zamaiten (Litauer) II, 162 f. nebst Variante.)

---

79. Wie das Wasser im Meere salzig geworden ist.

Es waren einmal zwei Brüder, ein reicher und ein armer. Wie nun Weihnacht kam, hatte der arme nichts mehr zu essen, ging hin und bat den reichen Bruder um Hilfe. Der machte aber ein saures Gesicht, denn es geschah ihm nicht zum ersten Mal, daß er dem Armen aus der Not helfen sollte. 'Willst du aber thun, was ich dich heiße,' sprach er, 'so sollst du einen ganzen Rauchschinken haben.' Der Arme dankte und sagte, er wolle es wohl thun. 'So nimm,' sprach der Reiche und warf ihm den Schinken zu, 'und nun fahr' zur Hölle!' — 'Hab ich's zu thun versprochen, so muß ich mein Wort nur halten,' sagte der Arme, nahm den Schinken und ging seiner Wege. Den ganzen Tag ging er in einem fort, wie es aber dunkelte, sah er vor sich ein Feuer glänzen. Da dachte er: 'Hier muß es sein!' Abseits vom Wege im Walde stand ein alter Mann mit langem, weißem Bart, der hackte Holz. 'Guten Abend!' sprach der mit dem Schinken. 'Wo hinaus?' fragte der Alte. 'Ach,' sagte er, 'ich wollte zur Hölle, aber weiß nun nicht, ob ich den rechten Weg gegangen bin.' — 'Freilich,' sprach der Alte, 'es ist gerad der rechte Weg, denn hier ist die Hölle.' Dann sagte er weiter: 'Wenn du nun hineinkommst, werden sie alle deinen Schinken kaufen wollen, denn Schweinernes giebt's in der Hölle selten. Aber gieb ihn nur nicht um Geld ab, fordere als Preis die alte Handmühle, die hinter der Thüre liegt. Wenn du dann wieder zurück bist, will ich's dir schon weisen, wie du sie gebrauchen sollst. Denn wisse nur, daß die Mühle gar geschickt ist zu einem großen Werk.' — Der Mann mit dem Schinken bedankte sich für die gute Weisung und ging seines Weges weiter zum Herrn der Hölle.

Wie er eintrat, lief das ganze Höllenvolk um ihn zusammen, und wollten alle den Rauchschinken haben. Der Mann sprach: 'Ich meinte wohl am heiligen Vorabend auf das Fest ihn selber mit meinem Weibe zu essen, aber da ihr ihn alle so sehr begehrt, so sollt ihr ihn haben. Doch um keinen andern Preis, als um die alte Mühle, die da hinter der Thür liegt.' Das war dem Höllenvater gar nicht recht, er drang und feilschte mit dem Manne, der aber blieb standhaft, und so mußte ihm der Böse die Mühle zusagen. Wie dann der neue Mühlenherr aus der Hölle zurückkehrte, erkundigte er von dem Holzhacker den Gebrauch der Mühle und machte sich auf den Weg nach Hause. Wie tapfer er aber auch ausschritt, dennoch gelangte er nicht vor Mitternacht heim. 'Wo warst du denn aber?' fragte ihn sein Weib, wie er zu Hause anlangte, 'du weißt doch, daß ich keinen Span unter den Kessel zu schieben habe zu einem Weihnachtssüppchen!' — 'O,' entschuldigte sich der Mann, 'ich konnte nicht früher, mußte einen Handel ausrichten und einen weiten Weg machen; nun sollst du aber sehen, was ich heimgebracht habe.' Er stellte die Mühle auf den Tisch und hieß sie mahlen, zuerst Lichte, dann ein Tischleinen, endlich Speise und Trank und alles, wessen man zu einem reichen Schmause bedarf, und die Mühle mahlte, wie er befahl. Das Weib hätte gern erfahren, woher er die Mühle habe, aber der Mann sagte: 'Das kann dir gleich sein, Frau, du siehst wohl, wie brav sie ist, und das ist die Hauptsache.' So mahlte er denn alle guten Dinge auf das Fest fertig, und am dritten Tage lud er alle Freunde und Verwandte herbei. Als nun der Bruder den Reichtum sah, griff ihn der Neid an, und er fragte: 'Wo hast du den großen Vorrat her?' — 'Hinter der Thür her!' sprach der Bruder, denn er mochte nicht alles aufsagen. Aber gegen Abend, wo es ihm vom Besten zum Kopf gestiegen war, brachte er doch die Mühle hervor. 'Guck den Schatzträger, der mir den Reichtum zugebracht,' sprach er und ließ die Mühle das eine und andere mahlen. Wie der reiche Bauer das sah, gedachte er die Mühle zu erhandeln, allein der andere wollte sie anfangs um nichts hergeben. Endlich aber,

als ihn der Bruder gar sehr bedrängte, ließ er sie ihm um ein großes Stück Geld. Nur bis zum Heuschnitt sollte sie ihm noch bleiben. Denn, dachte er, behalte ich sie noch die Weile, so kann ich mir auf lange hinaus die Speisekammer füllen. Also könnt ihr denken, daß er in der Zeit die Mühle nicht ruhen ließ. Als es aber Heumond wurde, da erhielt sie der Bruder. Doch jener verriet ihm nicht, wie man die Mühle nach der Benutzung zum Stillstehen bringe.

Es war schon gegen Abend, als der reiche Bruder die Mühle heimtrug. Den andern Morgen aber sprach er zu seiner Frau: 'Geh du nur mit dem Gesinde Heu rechen, ich will schon heute für den Mittag sorgen.' Um Mittag stellte er die Mühle in der Küche auf den Tisch und sprach: 'Mahle Häringe und Milchsuppe!' Und die Mühle mahlte, wie er befahl, daß zuerst alle Schüsseln voll wurden und bald die ganze Küche schwamm. Wohl stellte und rückte er die Mühle hin und her, aber sie mahlte immer fort. Da stieg denn die Suppe so hoch, daß es dem Mann eine Gefahr wurde. Er riß die Thür der Wohnstube auf, aber bald war auch die Stube voll gemahlen, und kaum gelang es ihm noch in dem Suppenmeer den Thürgriff vom Flur zu erhaschen. Voll Schreck rannte er ins Freie, aber die Suppe mit den Häringen kam ihm nachgelaufen und hatte bald alle Orte angefüllt.

Indes dünkte es die Frau auf der Wiese, daß es schon lange Mittag sei, und sie sprach zum Volk: 'Kommt nur nach Hause, ich wußte gleich, daß der Bauer mit der Suppe nicht allein zurecht käme; nun muß ich selber zugreifen.' So zogen sie denn heim. Schon von ferne lief ihnen die Suppe mit den Fischen entgegen, der Mann aber rannte voran. 'Gebt acht, daß ihr nicht in der Suppe umkommt!' schrie er, sprang weiter den Weg zu seinem Bruder und bat den, er möchte die Mühle wieder an sich nehmen. 'Denn wenn sie noch eine Stunde so fort macht,' sagte er, 'muß das ganze Dorf in der Suppe ersaufen.' Aber der arme Bruder wollte die Mühle nicht anders nehmen, er bekäme denn den Kaufpreis noch einmal bezahlt. Da nun der Reiche keinen Ausweg kannte, mußte

er schon den Geldsack öffnen. Nun hatte der Arme das Geld und auch die Mühle, und es dauerte gar nicht lange, da baute er sich ein stattliches Haus, schöner, als es sein Bruder hatte. Nun mahlte ihm die Mühle auch pures Gold, und so viel, daß er damit alle Wände des Hauses bedecken konnte. Weither vom Meere sah man das goldene Haus erglänzen, denn es stand am hohen Ufer des Meeres. Die Schiffer kamen und bestaunten den reichen Mann und seine Wundermühle, und alle Leute wußten davon zu erzählen.

Einst geschah es, daß ein Schiffsherr die Mühle ansehen kam und wollte wissen, ob sie auch Salz mahlen könnte. 'Ganz gewiß,' sprach der Mann. Da wollte er sie kaufen, denn er dachte: 'Habe ich einmal die Mühle, so braucht's nicht mehr der Fahrten übers Meer nach dem Salz.' Er mußte aber lange handeln und einen großen Haufen Geld bieten, da bekam er die Mühle. Kaum hielt er sie in der Hand, da litt es ihn nicht länger an dem Ort, fragte auch nicht nach dem Gebrauch der Mühle, stieg in sein Schiff und fuhr ab. Wie er auf dem Meer war, brachte er die Mühle hervor und sprach: 'Mahle Salz!' Und die Mühle mahlte Salz, als käme ein Platzregen. Als nun das Schiff voll war, gedachte er sie in Ruhe zu bringen, aber es half ihm nichts, sie mahlte immer fort, und der Salzberg im Schiff ward immer größer und höher, bis es endlich versinken mußte. Da liegt nun die Mühle auf dem Meeresgrund und mahlt noch auf diese Stunde, und daher kommt's eben, daß das Wasser im Meer salzig ist.

(Harry Jannsen, Märchen u. Sagen des esthnischen Volkes I, (Dorpat 1881) S. 20 ff. Asbjörnsen u. Moe, norweg. Volksmärchen II, S. 182 ff. Auch bei Stolz, Sagen der Eifel nebst anderen Sag. u. Märch., 1888, nach norweg. Quelle erzählt.)

2. In alten Zeiten waren die Menschen viel ärmer, als jetzt. Oft fehlte es ihnen am Notwendigsten zum Leben. Da beschloß der Teufel die Not der Menschen zu benutzen und ihnen ihre Wünsche zu gewähren, wenn sie ihm ihre Seelen zusicherten. Zu dem Zweck baute er eine Mühle, die mahlte ihm alle Speisen und Getränke, die man sich nur wünschen

konnte. Mit dieser Mühle zog der Teufel in alle Lande, und wo er hinkam, fanden sich bald viele Menschen, die ihm für das Gemahlene ihre Seelen überließen. Als Gott sah, daß dem Teufel so viel Menschen zufielen, sandte er den heiligen Michael aus, der sollte dem Teufel die Mühle wegnehmen. Der heilige Michael traf den Teufel, wie er gerade für einen Bauer Salz mahlte. Er schickte den Teufel zur Hölle, die er seitdem nicht mehr verlassen darf. Die Mühle aber warf er ins Meer. Dort mahlt sie noch heute Salz, und deshalb schmeckt das Meerwasser salzig.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) II, (1883) S. 69.)

---

80. Wie das Schaf vom Teufel erschaffen wurde.

Als Gott die Welt erschaffen, alles eingerichtet und jedem Dinge seine Bestimmung gegeben hatte, kam der Teufel und meinte, auch er vermöge solche Dinge und Geschöpfe zu erschaffen. Nun bildete er ein Schaf aus Lehm, konnte es aber um keinen Preis beleben. Zwei Tage lang ging er um das Schaf herum, zwickte es und sprach: 'He, he!' doch alles umsonst.

Inzwischen stieg Gott auf die Erde hinab, um zu sehen, wie es dort stehe. Er suchte zu diesem Zwecke die ersten Menschen auf und erkundigte sich bei ihnen, ob es ihnen gut gehe, und ob ihnen die Tiere der Erde gehorchten. Sie antworteten ihm, es sei alles recht und schön, und alle Tiere seien gehorsam. Nun sei aber der Teufel gekommen und habe sich gerühmt, daß er alles schöner erschaffen könne als Gott. Adam erzählte sodann, wie der Teufel vorgestern aus Lehm ein Schaf gebildet habe, aber nicht imstande sei ihm Leben zu verleihen. Schon zwei Tage gehe er um das Schaf herum, zwicke es und rufe ihm fortwährend he, he! zu. Doch das Schaf rühre sich nicht von der Stelle. Darüber mußte Gott herzlich lachen, und er forderte Adam auf, ihn zu dem Schafe hin zu geleiten. Als sie dorthin kamen, erschrak der Teufel nicht wenig, und Gott sprach zu ihm: 'Wohlan! belebe dieses Schaf!' — Ant-

wortete der Teufel: 'Schon zwei Tage gehe ich um das Tier herum, doch es will mir durchaus nicht gelingen, es zu beleben.' — Gott sprach: 'Was giebst du mir, wenn ich es belebe?' — Antwortete der Teufel: 'Dann soll es dir gehören.' — Der Teufel stellte sich zum Hinterteil des Schafes und nahm dessen Schweif in die Hand. Gott dagegen stellte sich zum Kopf, berührte das Schaf mit dem Finger und sprach: 'He, he!' und das Schaf fing sogleich an zu laufen, während der Schweif dem Teufel in der Hand blieb.

Seit dieser Zeit ist das Schaf stummelschwänzig.

Nun schämte sich der Teufel vor den Menschen, weil er sich früher gerühmt, er werde etwas Großes schaffen, und jetzt doch nichts fertig gebracht hatte. Also sann er auf Rache. Doch Gott drohte ihm, falls er sich aufzulehnen wage, so wolle er ihn in die tiefsten Höllenschlünde schleudern, woher es nimmer ein Entrinnen giebt. Damit sich aber die Menschheit zu allen Zeiten erinnere, wie sich der Teufel vermessen Gott nachzueifern, sagte er, er werde zum Andenken daran ein Zeichen am Himmel aufstellen, wie sich der Teufel vergebens abgemüht, das Schaf zu beleben, das er gebildet. Er sprach: 'Es sollen zwei neue Sterne am Himmelszelte entstehen!' Und sogleich entstanden zwei neue Sterne, die er den Menschen zeigte, damit diese sie wiederum ihren Nachkommen zeigen sollten.

Und so kann man noch heutigen Tages diese Sterne sehen, die von den Menschen Schaf (Widder) und Teufel oder Satan genannt werden. (Krauß I, S. 109 ff.)

81. Die Ameisen.

1. Die Ameisen haben ein zerbrochnes Kreuz. Das ist so zugegangen. Die Ameise fand einst auf dem Felde, wo die ackernden Bauern gegessen hatten, Brotkrumen. Sie nahm sie und ging damit zum lieben Gott. 'Sieh, Herr,' sprach sie, 'wie der übermütige Landmann deine Gabe mißachtet. Es wäre gut, wenn du ihm den Segen des Feldes vorenthieltest.' Der liebe Gott sah wohl ein, daß die armen Bauern bei ihrer

Mahlzeit auf dem Felde kein Tischtuch unterbreiten konnten, sich auch mit dem Sammeln der Brosamen nicht aufhalten durften, er ward über den ungerechten Kläger zornig und warf ihn aus dem Himmel.

Kopfüber stürzte die Ameise auf die Erde herab und brach das Kreuz mitten durch, wie man noch heute sehen kann.

(H. Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beiträge aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22 (1885) S. 314. Vgl. Reusch, Sagen des preußischen Samlandes. 2. A. 1863. S. 41 f. Harry Jannsen, Märchen u. Sagen des esthnischen Volkes I. Dorpat 1881. S. 25 ff., wo die Ameise sich durch die Klage an den Hirten rächen will, die ihr Nest verbrannt haben. Rußwurm, Eibofolke od. die Schweden an d. Küsten Esthlands II, 188 (dort heißt es, Gott schlug die Ameise mit einer Rute über den Rücken.))

2. Sankt Petrus wollte auch gerne etwas erschaffen. Der Herr erlaubte ihm, die Ameise zu schaffen, 'aber,' sagte er, 'in Mittô' d. h. auf Mittag. Sankt Petrus verstand es aber unrecht und machte alle Ameisen 'i da Mitt ô', d. h. in der Mitte ab: er knickte den Leib in der Mitte ab. Da mußte der Herr kommen und helfen. Er hängte sie in der Mitte wieder ein wenig zusammen. Daher haben sie den geknickten Leib, in der Mitte dünn, an den Enden dick und plump.

(Nach Schönwerth, aus der Oberpfalz III, 307.)

---

82. Wiedehopf und Rohrdommel.

Wiedehopf und Rohrdommel waren ursprünglich zwei Hirten, im Dienste eines Zauberers. Wiedehopf hütete seine Kühe auf hohen dürren Bergen, wo der Wind mit dem Sand spielt. Rohrdommel trieb seine Herde in die Niederung, auf fette grüne Wiesen, wo Blumen im Überfluß standen. Bald zeigte sich's, wer besseren Erfolg hatte. Rohrdommels Vieh wurde fett, gab schöne und reichliche Milch und war munter und übermütig. Wiedehopfs Vieh dagegen wurde mager und elend, gab nur wenig Milch und kam nicht zu Kräften. Zum Melken trieben beide ihre Kühe in eine Hürde. Da wurde es nun

bald notwendig, daß Rohrdommel sein Vieh zuerst eintrieb. Denn sonst hätte es in seinem Übermut Wiedehopfs Vieh überlaufen und gestoßen. Dieses lag unterdessen mit seinem Hirten vor der Hürde und wartete.

Eines Tages kam Wiedehopf früher zur Hürde als Rohrdommel. Sein Vieh lagerte sich. Da trieb auch Rohrdommel heran, aber er konnte seine wilden Kühe nur sehr schwer in die Hürde treiben und eine bunte Kuh garnicht. Sie lief mutwillig um die Hürde herum. Da eilte Rohrdommel entrüstet der Kuh nach, schlug sie mit dem Stock und rief: 'bunt', herüm! bunt' herüm!' d. h. Bunte — nämlich bunte Kuh — herum!

Als Rohrdommel die Kuh endlich eingehürdet hatte, begann Wiedehopf sein Vieh einzutreiben. Er ermunterte es zum Aufstehen und rief: 'Up, up!' Die Kühe erhoben sich, eine arme Kuh aber war so kraftlos, daß sie garnicht auf konnte. Da hieb Wiedehopf mit seinem Stocke auf sie ein und rief fortwährend sein lautes: 'Up, up, up!' Aber es half nicht, sie war nicht auf die Beine zu bringen und starb unter seinen Schlägen.

Der Herr dieser Hirten hatte aber die Roheit der beiden gesehen. 'Ihr Bösewichter!' rief er. 'Ihr sollt für eure Hartherzigkeit gestraft werden.' Und er verzauberte sie in Vögel.

Wiedehopf hält sich noch auf der Höhe auf und ruft hier sein: 'Up, up, up!' während Rohrdommel in der Niederung wohnt und aus dem Schilf und Rohr sein: 'Bunt' herüm! Bunt' herüm!' ertönen läßt.

(H. Frischbier, zur volkstüml. Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22, S. 290 f. Vgl. Grimm, K. u. Hausm. Nr. 173 (II, 255). Bartsch, Sag., Märch. u. Gebr. aus Mecklenburg I, 250. Sutermeister, K. u. Hausm. aus d. Schweiz S. 179.)

---

83. Der Wiedehopf, der Kuckuck und die wilde Taube.

Der Wiedehopf, der Kuckuck und die wilde Taube hatten einmal alle drei zusammen eine Kuh. Die führten sie immer hin, wo das beste Futter, das längste Gras und der schönste Klee war. Alle Tage mußte einer sie hüten, einen Tag der

Wiedehopf, den andern Tag der Kuckuck und den dritten Tag die wilde Taube und immer so weiter. Dafür gab ihnen dann die Kuh Milch, Butter und Käse, so daß es beide Teile gut hatten und keine Not zu leiden brauchten.

Den einen Tag, wie der Wiedehopf gerade hüten muß, geht die Kuh etwas zu weit ins Gras auf einer niedrigen Wiese, und da auf einmal fällt sie hinein und bleibt darin liegen. Da schreit der Wiedehopf immer: 'Olle up, up, up!'*) Aber die Kuh blieb liegen und kam nicht wieder heraus.

Da kommt denn auch der Kuckuck herzu, der den Wiedehopf so hatte schreien hören. Der sagt immer: 'Kruepruet,**) Kruepruet!' Aber sie ist nicht wieder herausgekommen und hat müssen versaufen.

Endlich kam auch die wilde Taube noch, aber da war die Kuh schon tot. Und da fing sie an zu weinen und zu jammern und schrie: 'Mine schöne Kue̎, Kue̎, Kue̎! Mine schöne Kue̎, Kue̎ — Küe̎ — Kue̎!'***)

Und seit der Zeit schreit der Wiedehopf immer noch bis auf den heutigen Tag: 'Olle uppupup! Olle uppupup!' und der Kuckuck: 'Kruepruet! Kruepruet!' und die Taube jammert immer noch: 'Mine schöne Kue̎, Kue̎, Kue̎! Mine schöne Kue̎, Kue̎ — Kue̎ — Kue̎ — Kue̎!'

(Nach der Erzähl. im Dialekt bei Engelien u. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg I. 1868. S. 111 f.) — Hierher gehört auch ein Märchen aus d. Oberpfalz (Panzer, Beitrag II, S. 171.) Die Hüntaube war eine Mutter. Sie hatte nur einen Sohn, welcher Kuh und Kalb hüten mußte. Mal schlief der Knabe ein, und Kuh und Kalb verliefen sich im Wald. Er suchte, fand sie aber nicht und kehrte zu seiner Mutter zurück. Diese schlug ihn und sprach: 'Du darfst nicht eher wiederkommen, bis du Kuh und Kalb hast.' Der Knabe ging und suchte. Inzwischen kam die Kuh mit dem Kalb in den Stall. Nun lief die Mutter in den Wald, rief ihr Kind, sah und hörte aber nichts mehr von ihm. Darüber fing sie kläglich zu weinen an und sprach: 'Ach, wenn ich eine Taube wäre, daß ich mir genug weinen könnte!' Und sogleich wurde sie in eine Taube verwandelt. Die weint immer und ruft den verlorenen Sohn: 'Suhn, Suhn, kumm! Kuh is schohn kumma und 's Kalb aa!')

*) schnell zu sprechen. **) = kriech heraus! gezogen zu sprechen.
***) gezogen und klagend, nach und nach langsamer werdend.

84. Warum die wilde Taube ihr Nest liederlich baut.

1. Früher muß es doch ganz anders gewesen sein, als jetzt. Dazumal konnten die Tiere noch reden. Da hatte auch einmal die wilde Taube eine Kuh. Die führte sie immer hin, wo das beste Futter war, und dafür gab ihr die Kuh Milch und Butter. Da kommt einmal die Taube zur Elster zum Besuch und kann sich garnicht genug wundern über ihr schönes Nest. Es ist so hübsch zu ringsherum, blos ein kleines Loch drin zum 'Reinkriechen. Der Wind kann herkommen, wo er will, und es kann regnen und schneien so sehr es will: drinnen ist's geschützt. Das gefällt ihr so gut, daß sie sich auch so ein schönes Nest wünscht. Drum fragt sie die Elster, wie solch Nest gebaut wird, und ob sie's ihr nicht lehren will. Die Elster ist ja aber auch nicht auf den Kopf gefallen. Die sagt gleich: 'Wenn du mir deine Kuh giebst, dann will ich dir's lehren.' Die Taube ist das zufrieden. Die Elster aber sagt: 'Erst gieb sie mir. Dann will ich dir's lehren.' Da geht die Taube gleich hin nach Hause und holt die Kuh, und die Elster will ihr nun das Nest bauen lehren. Sie wählt einen rechten großen Baum aus, der oben sich hübsch gabelt, sucht trockne Reiser zusammen und paßt die recht schön in die Astgabel hinein, um da ihr Nest draufstellen zu können. Wie sie nun aber so oft wegfliegt und so was Weiches holt, womit sie das Inwendige, den Nesttopf, aufbaut, da wird der Taube die Zeit zu lang, und da sagt sie, ehe das Nest fertig ist: 'Ich kann das Nest nun schon' und fliegt weg. Der Elster war's recht. Sie hatte doch nun ihre Kuh, die sie sich schon lange gewünscht hatte.

Wie nun aber die Taube ein Nest bauen will, da weiß sie weiter nichts mehr, als daß die Elster zuerst ein paar trockne Reiserchen hingelegt hatte. So macht sie's nun auch bloß, und weiter kann sie's nicht und hat's auch noch nicht gelernt bis auf den heutigen Tag. Ihr Nest ist so schlecht gebaut, daß man die Eier von unten durchsehen kann. Ihrer Kuh hat sie aber hernach doch gereut, und drum schreit sie heut noch: 'Mine schöne Kuë, Kuë, Kuë! Mine schöne Kuë!'

(Nach der Erzählung im Dialekt bei Engelien u. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg I, (1868), S. 112 f. Vgl. Bartsch, Sagen, Märch. u. Gebr. aus Mecklenburg I, 520. Strackerjan, Abergl. u. Sagen aus d. Herzogt. Oldenburg II, 99 f. Haas, Rügensche Sagen u. Märchen 1891, 145 f. Frischbier, Zur volkstüml. Naturkunde. Beiträge aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschr. 22, 296 (mit dem trocknen norddeutsch. Humor: Die Elster unterweist so: 'êne Spreckel leggst du so, den andre Spr. leggst du so, den drödde Spreckel leggst du so.' Jedesmal sagt die Taube dazwischen: 'öck wêt', sodaß die Elster ärgerlich wird und ruft: 'wenn du wêtst, wat frågst denn so domm' und wegfliegt.)

2. Als unser lieber Herrgott die Vögel geschaffen hatte, zeigte er jedem, wie er sein Nest bauen solle, vom Storch bis auf den Zaunkönig. Die wilde Taube war eine von den ersten gewesen, die er gemacht hatte, und sie war schon müde, ehe die andern zu Tage kamen. Sie setzte sich in dem Paradiesgarten auf einen Ast und verschlief die ganze Unterweisung. Als sie aufwachte, war unser Herrgott schon weg, und die andern Vögel erzählten ihr, was sie gelernt hatten, und machten sich gleich ans Nesterbauen. Aber die Taube saß und weinte den ganzen Tag. — Als nun am andern Tag unser Herrgott wiederkam und Adam machen wollte, sagte er: 'Die Krähe soll dir's lehren' — weil er selbst heute keine Zeit hatte.

Die Krähe fing an und legte die Balken. Da rief die Taube: 'Nun weiß ich's schon! Nun weiß ich's schon!' Das ärgerte die Krähe, sie flog fort, und seit der Zeit legt die wilde Taube ihre Eier auf die bloßen Balken.

(Nach der Erzählung im Dialekt bei Engelien u. Lahn, Der Volksmund in der Mark Brandenburg I, (1868), S. 114. Vgl. Woeste, Volksüberlief. aus d. Grafschaft Mark S. 38 f. (hier wendet sich die Ringeltaube an die Elster. Der Schluß lautet: Drüm hett de Ringelduwen noch ümmer so'n ellendich Nest, dat me Sunne, Mane und Stärne derdüör saihen kann.) Vgl. Firmenich, Germaniens Völkerstimmen III, 189, aus der Grafschaft Mark.)

---

85. Der Cyprian.

Vor Zeiten war der Cyprian in den Graubündner Alpen ein saftiges, milchreiches Kraut. Die Kühe fraßen es gern, und

in Alpen, wo es reichlich vorhanden war, gaben sie so viel Milch, daß man sie dreimal des Tages melken mußte. Das ist nun anders geworden, und so ist's gekommen:

Ein Weib klopfte müde und durstig an einer Sennhütte an und bat um einen Trunk Milch. Der Senn aber, ein hartherziger und böser Mann, weigerte sich, ihr auch nur einen Tropfen zu reichen. Und als sie mit Bitten in ihn drang, wies er sie aus der Hütte und schlug scheltend und fluchend die Thüre hinter ihr zu. Das Weib sank draußen auf einen Stein nieder, zu schwach, um ihren Weg weiter fortzusetzen, und rief die Rache des Himmels an: er möge alle Kräuter, Cyprian, Gras, Laub, überhaupt alles, was grün ist und Milch giebt, auf Spitzen und Bergen verdorren lassen. Da rief eine Stimme von oben:

Den Cyprian, den will 'der lan,
Laub und Gras, das laß mer stan.

So blieben Laub und Gras und alle andern Kräuter bewahrt, aber der üppige Cyprian schrumpfte von Stund an zu einem dürren, saftlosen Moos zusammen, das die Kühe nicht anrühren.

Noch sieht man am Cyprian deutlich die weißen Adern, die ehemals Milch enthielten, sie sind aber vertrocknet und fließen nicht mehr.

(Vernaleken, Alpensagen S. 22. Daselbst Varianten auf S. 20 u. 21. Vgl. hierzu auch Ztschr. f. dt. Mythol. IV, 174: nach e. Berner Überlief. war die Teufelsmilch früher e. Kraut, nach dessen Genuß die Kühe viel Milch gaben. Durch den Fluch eines bösen Hirten ward sie giftig.)

---

86. Die Althee (Eibisch).

Unser Herrgott ist einmal als Bettler verkleidet auf den Säntis gekommen und hat um etwas Butter gebettelt. Da waren aber so böse Alpenbauern, die füllten ihm den unteren Teil des Kübels fast bis oben hin mit Kuhmist, und dann strichen sie Butter darüber, daß er meinen solle, der ganze Kübel sei voll Butter. Doch unser Herrgott hat's gleich gemerkt und hat die ganze Alpe verwünscht. Er sprach:

'Althee, Althee,
Wachs nimma me,
As im Wintor untorom Schnee.'

Und seit der Zeit hat es angefangen zu schneien und nimmer aufgehört, bis gar alles eingeschneit ist.

(Vernaleken, Alpensagen S. 54.)

---

87. Die gefallenen Engel.

Als der Erzengel Gabriel von unserem lieben Gotte den Auftrag erhielt, ihm neue Engel zuzuführen, da war er in der Wahl nicht sehr genau und machte auch solche Seelen zu Engeln, die nicht sanftmütig genug und wenig friedfertig waren. Die Folge davon war, daß die Engel sich gar oft entzweiten. Erzürnt darüber befahl Gott dem Erzengel Michael, viele der Engel in die Tiefe zu stürzen. Da kam ein Teil von ihnen unter die Erde, ein anderer auf diese, ein dritter blieb zwischen den Sternen schweben.

Wenn die Engel unter der Erde jammern und klagen, so empfinden wir das als Erdbeben. Wenn die auf der Erde weinen, so sind ihre Thränen so heiß, daß anhaltende Dürre entsteht. Wenn aber die, welche zwischen den Sternen schweben, Thränen vergießen, so sehen wir diese als Sternschnuppen auf die Erde herabfallen.

(H. v. Wlislocki, Märchen u. Sagen der Bukowinaer u. Siebenbürger Armenier. 1892, S. 51 f.)

---

88. Von dem Hermelin und der Maus.

Der Fuchs ging einmal, wie man in Lappland erzählt, mit einem Sack voll Knochen über Land. Da begegnete er einem Lappen mit einer Raide. Er schüttelte den Sack, sodaß die Knochen darin klapperten und der Lappe, als er dies hörte, bei sich dachte: 'Klang es da nicht gerade, wie Silber und Gold?' 'Was hast du da?' fragte er dann den Fuchs. 'Mein elterliches

Erbteil,' antwortete dieser, 'wollen wir handeln?' 'Jawohl,' sprach der Lappe. 'So gieb mir deine Zugrenntiere. Du kriegst dafür den Sack mit allem, was darin ist. Aber du darfst nicht eher hineingucken, als bis du ein gutes Stück Weg fort bist, so über fünf oder sechs kleine Berge weg. Siehst du früher hinein, so wird alles Silber und Gold zu lauter verbrannten Knochen.' Der Lappe nahm den Sack, der Fuchs die Renntiere, und jeder zog seines Wegs. Der Fuchs wollte sich nun Leute verschaffen, die ihm beim Schlachten der Tiere Hilfe leisten konnten, und rief deshalb allerlei Raubtiere zusammen: den Bären, den Wolf, den Vielfraß, das Hermelin, die Maus und andere mehr. Als sie ihre Opfer geschlachtet hatten, sagte der Fuchs: 'Nun gehe ich zum Bache, um die Renntiermägen auszuspülen.' Er ging hinter einen Stein, wo er heftig zu schreien und zu jammern anfing, gerade als ob ihn jemand gepackt hätte und ihm den Garaus machen wollte. Die andern Tiere kriegten es mit der Angst und liefen nach allen Seiten auseinander. Bloß das Hermelin und die Maus blieben zurück.

Der Fuchs hatte nun das ganze Fleisch für sich allein und wollte gerade zu kochen anfangen, als ein Lappe herbeikam. Es war aber eben der, den der Fuchs geprellt hatte. Er war unterwegs immer begieriger geworden, in den Sack zu gucken, noch ehe er so über fünf oder sechs kleine Berge weg war. That's und sah, daß er angeführt war, kehrte gleich um zur Verfolgung, und nun hatte er den Betrüger.

'Was machst du da?' rief er. 'Warum hast du mich belogen und mir verbrannte Knochen verkauft? Und warum hast du alle Renntiere geschlachtet?'

'Lieber Bruder,' sprach der Fuchs mit kläglicher Stimme, 'glaube ja nicht, daß ich das gewesen bin. Meine Kameraden haben es gethan, und die haben die Tiere geschlachtet.'

In demselben Augenblicke wurde der Lappe das Hermelin und die Maus gewahr, welche mit Fett um das Maul beschmiert zwischen den Steinen umherschlichen. Er ergriff daher den Haken, an dem der Kochtopf über dem Feuer hing, und schlug damit nach dem Hermelin. Allein er traf es bloß an

der Schwanzspitze, und deshalb ist nur diese schwarz geblieben. Die Maus jedoch traf er mit einem Brande dermaßen, daß sie über und über am ganzen Körper schwarz geworden ist. Inzwischen sprang der Fuchs eilends davon.

(Teil eines Märch. bei J. C. Poestion, Lappländische Märchen, 1886, S. 11 ff., aus Karasjok in Westfinnmarken. Auch in Pfeiffers Germania 15 (1870) mitget. von Liebrecht.)

---

89. Weshalb der Mond zu- und abnimmt.

1. In einem kleinen Dorfe lebte ein armer, alter Zigeuner, der jeden Tag ins Gebirge ging und dort Reisig sammelte. Das verkaufte er den Bauern im Dorfe, und für den Erlös verschaffte er sich Maiskorn und kochte tagtäglich Maisbrei.

Einst kam er spät am Abend mit Reisig beladen in seine Hütte, fand deren Thür angelweit offen und sah — denn der Mond schien grade hinein — einen alten Mann mit langem grauen Haar und Barte beim Herde sitzen und vom Maisbrei essen. Erbost schrie der alte Zigeuner den Fremden an: 'Räuber! Wie getraust du dich von meinem Brei zu essen, den ich mir sauer verdiene?' Der Greis antwortete: 'Ich bin müde und hungrig, und da ich diesen schönen gelben Brei sah, so konnte ich ihm nicht widerstehen und aß davon.' 'So!' sagte drauf der Zigeuner. 'Wenn du die gelbe Farbe so gern hast, so geh und friß auch von dem, wenn du kannst!' und er zeigte auf den Mond. Der Fremde schwieg, ergriff seinen Stock und wollte sich entfernen. Doch der Zigeuner vertrat ihm den Weg und schrie: 'Oho, du Tagedieb! So haben wir nicht gewettet. Her mit dem Geld, her sieben Kreuzer! Denn so viel hat der Brei gekostet, den du verzehrt hast.' Der Fremde sagte: 'Lieber Mann, ich habe kein Geld, aber am Christabend will ich es dir tausendmal vergelten.' 'Du elender Vagabund du, willst mir nicht zahlen?' schrie der Zigeuner, warf sich auf ihn und schleuderte ihn zu Boden. Da sprach der Fremde: 'Nun, so geschehe dir nach deinem Willen. Wisse, ich bin der heilige Nicolaus und hätte dir am heiligen Weihnachtsabend so viel

Geld bescheert, daß du reicher gewesen wärst, als der Graf, der dort oben im Schlosse wohnt und der mich armen Mann drei Tage und drei Nächte lang beherbergt und beköstigt hat, ohne mich hinauszuwerfen oder Geld zu verlangen. Dafür soll er noch reicher und glücklicher werden. Du aber empfange deinen Lohn! Im Mond sollst du wohnen und den Mond essen!'

Sprach's und ging weiter. Der Zigeuner aber wurde in den Mond versetzt und ißt davon jahraus, jahrein, und hätte gewiß schon den ganzen Mond aufgezehrt, wenn unser Herrgott ihn nicht stets nachwachsen ließe.

(H. v. Wlislocki, Märch. u. Sagen der transsilvan. Zigeuner, 1886, S. 7 f.)

2. Der heilige Elias hatte einmal Langeweile und ging spazieren. Da kam er ans Gestade des Meeres, setzte sich dort nieder, saß da drei Tage lang, und weil er hungrig wurde, fing er an langsam die Krebse aus dem Meere aufzuessen. Sie mundeten ihm so gut, daß er beinahe alle aufaß. Doch Gott wollte dies nicht geschehen lassen und ließ deshalb einen großen Sturm entstehen, der den heiligen Elias in die Höhe hob. So reiste der Heilige dreimal drei Tage lang, bis er endlich nachts auf dem Monde anlangte. Und Gott strafte ihn, daß er die ganze Nacht aufs Meer hinabschauen muß, wie die Krebse im Meere wachsen.

Nun bekam der heilige Elias so großen Hunger, daß er Stück für Stück vom Monde abbiß und hinunterschluckte. Und wenn Gott der Herr nicht so gnädig gewesen wäre, es so einzurichten, daß der Mond immer zunehme, wäre der heilige Elias, nachdem er den Mond aufgegessen, vor Hunger gestorben und auf die Erde herabgefallen und in tausend Stücke zerschellt. So aber blieb er droben, und nun nimmt der Mond zu oder ab, je nachdem der Heilige ißt oder verdaut.

(Fr. S. Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven, Leipzig 1883, I, S. 277 f. Nach Krauß, Volksgl. u. relig. Brauch der Südslaven, Münster 1890, S. 11, ist das Märchen nur bei den Kroaten an der steiermärk. Grenze bekannt, es stamme vielleicht aus der apokryphen Volkslitt. des Mittelalters u. sei kein Volksglaube.?)

---

90. Was sich die Indianer erzählen.

Vom Raben.

1. Der Bär lud den Raben zum Essen ein. Er machte ein großes Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Da troff Fett aus seinen Händen in die Schüssel. Er röstete sodann Lachse, die er dem Raben nebst dem Fett vorsetzte. Hierauf lud der Rabe den Bären ein. Als dieser zu dem Hause des Raben ging, lachte er, denn er wußte, daß jener versuchen würde, ihm nachzuahmen. So ist ja des Raben Art. Und richtig, der Rabe machte ein großes Feuer, setzte eine Schüssel dicht daran und hielt seine Hände darüber. Er wartete darauf, daß Fett heraus tropfen sollte, es kam aber nichts heraus. Er drehte sie um und schüttelte sie, aber kein Fett troff hervor. Seine Hände wurden nur schwarz gesengt.

Daher hat der Rabe schwarze Flügel und Füße.

(Franz Boas, indianische Sagen von der nord-pacifischen Küste Amerikas, 1895, S. 106. Der Rabe spielt bei den Indianern eine große Rolle. Über ihn als dummen Nachahmer: Boas, S. 76 f., S. 177. Von der Sage, wie der Rabe die schwarze Farbe erhielt, teilt Boas verschiedene Varianten mit.)

2. Der Rabe hatte einen Lachs gefangen und lud alle Tiere zu einem Feste ein. Er briet den Lachs, und alle saßen um das Feuer herum und warteten gierig auf das Essen. Darüber ärgerte sich der Rabe. Als nun endlich der Fisch gar war, nahm er ein Stück aus dem Kessel, reichte es dem Eichhörnchen und sagte: 'Siehe her, ist das nicht gut?' Als dieses eben zugreifen wollte, zog der Rabe ihm das Fleisch weg. Da weinte das Eichhörnchen und rieb sich die Augen. 'So, das ist recht!' sprach der Rabe, 'reibe noch ein bißchen mehr!' Und da das Tierchen weiter weinte und seine Augen rieb, höhnte der Rabe: 'So, jetzt bist du hübsch, so sollst du immer bleiben!' Es hatte sich die Augenbrauen und die Haare unter den Augen ganz abgerieben. Der Rabe wandte sich dann zur Drossel, die ungeduldig zu werden anfing. Er sagte:

'Sitze doch nicht so weit weg! Komm näher ans Feuer. Ich will dir Lachs geben.' Sie gehorchte und kam so nahe ans Feuer heran, daß ihr Bauch ganz schwarz wurde. Darauf reichte er dem Blauhäher ein Stück Fisch und wollte es wieder wegziehen. Jener aber war flink und erhaschte es. Darüber wurde der Rabe so böse, daß er ihn am Schopfe ergriff und zum Hause hinauswarf. Seitdem hat der Blauhäher seine Haube.

(Boas, a. a. O., S. 176. Vgl. S. 277.)

Vom Hirsch.

Im Anfange hatten die Menschen kein Feuer. Das war damals, als alle noch in Tiergestalt herumliefen. Der Rabe aber wußte, daß die Schneeeule es bewachte, die fern draußen im Meere wohnte. Er befahl allen Tieren, einem nach dem andern, hinzugehen, um das Feuer zu holen. Aber keinem gelang es. Endlich sagte der Hirsch, der damals noch einen langen Schwanz hatte: 'Ich nehme Fichtenholz und binde es an meinen Schwanz. Damit werde ich das Feuer holen.' Er thats und lief so zum Hause der Schneeeule. Dort tanzte er um das Feuer und näherte diesem endlich seinen Schwanz. Da entzündete sich das Holz, und der Hirsch lief davon. Aber sein Schwanz ist dabei verbrannt, und seitdem trägt der Hirsch einen Stumpfschwanz. (Boas, a. a. O., S. 314.)

Die Lumme.

Die Lumme war einst ein großer Spieler. Sie verlor alles bis auf eine Halsschnur aus Zähnen. Endlich verlor sie auch diese an den Kranich. Sie wollte sie aber nicht hergeben, sprang ins Wasser, und seither hat sie einen weißen Ring um den Hals.

(Boas, S. 15. — Das indianische Märchen vom Kormoran s. unten Nr. 106.)

Das gestreifte Eichhörnchen.

Als einst das Stachelschwein zum Herrscher über alle Tiere der Erde ernannt worden war, rief es sie zusammen und fragte

sie: 'Sollen wir die ganze Zeit Tag mit Sonnenschein oder Nacht mit Dunkelheit haben?'

Da dies unstreitig eine Frage von der höchsten Bedeutung war, und jedes Tier seine besondere Ansicht hatte, so dauerte es natürlich lange, bis sie sich einigen konnten.

Das Eichhörnchen wollte abwechselnd Tag und Nacht haben und sang beständig: 'Das Licht kommt: es muß hell sein!' Der Bär aber brummte dazwischen: 'Die Nacht ist am besten, ich will Dunkelheit haben.'

Auf den Gesang des Eichhörnchens aber brach wirklich der Tag an, und da die Nachtpartei also besiegt worden war, so beschloß sie, sich an dem Eichhörnchen zu rächen, und der Bär machte sich augenblicklich zu seiner Verfolgung auf. Allein es schlüpfte schnell in eine enge Baumhöhle, wohin ihm der Bär nicht nachkriechen konnte. Er hatte ihm aber doch mit seiner schwarzen Tatze einen Schlag auf den Rücken versetzt, und von diesem Schlage rühren die schwarzen Streifen auf dem Rücken des Eichhörnchens her. Seit jener Zeit haben Tag und Nacht miteinander regelmäßig abgewechselt.

(Karl Knortz, Nokomis. Märchen u. Sagen der nordamerikan. Indianer, 1887, S. 88.)

---

91. Entstehung der Affen.

1. Zur Zeit, da unser Herr noch auf Erden ging, kehrte er eines Abends mit dem heiligen Petrus bei einem Schmied ein und bekam willig Herberge. Nun geschah's, daß ein armer Bettelmann, von Alter und Gebrechen hart gedrückt, in dieses Haus kam und vom Schmied Almosen forderte. Des erbarmte sich Petrus und sprach: 'Herr und Meister, so dir's gefällt, heil' ihm doch seine Plage, daß er sich selbst sein Brot möge verdienen.' Sanftmütig sprach der Herr: 'Schmied, leih mir deine Esse und lege mir Kohlen an, so will ich den alten kranken Mann zu dieser Zeit verjüngen.' Der Schmied war ganz bereit, und St. Petrus zog die Bälge, und als das Kohlenfeuer auffunkte, groß und hoch, nahm unser Herr das alte Männlein,

hob's in die Esse, mitten ins rote Feuer, daß es drin glühte wie ein Rosenstock und Gott lobte mit lauter Stimme. Nachdem trat der Herr zum Löschtrog, zog das glühende Männlein hinein, daß das Wasser über ihm zusammenschlug, und nachdem er's fein sittig abgekühlt, gab er ihm seinen Segen: siehe, zuhand sprang das Männlein heraus, zart, gerade, gesund, und wie von zwanzig Jahren. Der Schmied, der eben und genau zugesehen hatte, lud sie alle zum Nachtmahl. Er hatte aber eine alte halbblinde, bucklichte Schwieger, die machte sich zum Jüngling hin und forschte ernstlich, ob ihn das Feuer hart gebrennet habe. Nie sei ihm besser gewesen, antwortete jener. Er habe in der Glut gesessen wie in einem kühlen Tau.

Was der Jüngling gesagt hatte, das klang die ganze Nacht in den Ohren der alten Frau. Und als der Herr frühmorgens die Straße weiter gezogen war und dem Schmied wohl gedankt hatte, meinte dieser, er könnte seine alte Schwieger auch jung machen, da er fein ordentlich alles mit angesehen habe, und es in seine Kunst schlage. Rief sie deshalb an, ob sie auch wie ein Mägdlein von achtzehn Jahren in Sprüngen daher wollte gehen. Sie sprach: 'Von ganzem Herzen,' weil es dem Jüngling auch so sanft angekommen war. Machte also der Schmied große Glut und stieß die Alte hinein, die sich hin und wieder bog und grausames Mordgeschrei anstimmte. 'Sitz still, was schreist und hüpfst du, ich will erst weidlich zublasen.' Zog damit die Bälge von neuem, bis ihr alle Haderlumpen brannten. Das alte Weib schrie ohne Ruhe, und der Schmied dachte: 'Kunst geht nicht recht zu,' nahm sie heraus und warf sie in den Löschtrog. Da schrie sie ganz überlaut, daß es droben im Haus die Schmiedin und ihre Schnur hörten. Die liefen beide die Stiegen herab und sahen die Alte heulend und maulend ganz zusammengeschnurrt im Trog liegen, das Angesicht gerunzelt, gefaltet und ungeschaffen. Darob sich die zwei, die beide mit Kindern gingen, so entsetzten, daß sie noch dieselbe Nacht zwei Junge gebaren. Die waren nicht wie Menschen geschaffen, sondern wie Affen, liefen zum Wald hinein, und von ihnen stammt das Geschlecht der Affen her.

(Grimm, Kinder- u. Hausmärchen II, S. 202. Vgl. Panzer, Beitrag II, S. 18 ff. (aus der Oberpfalz). Gredt, Sagenschatz des Luxemburger Landes 1883. S. 435.)

2. Der Teufel behauptete in einem Streit mit einem Engel, er sei eben so mächtig als Gott. Dieses bestritt der Engel und wies darauf hin, daß Gott die Welt und die Menschen geschaffen hätte. Der Teufel antwortete: 'Einen Menschen kann ich eben so gut machen als Gott.' Er ging auch dran, brachte aber nur den Affen zustande. Daher man zu einem albernen Menschen wohl zu sagen pflegt: 'Di hett de Düwel wol makt as'n Apen.'

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg. I, S. 518.)

3. Unsere Stammmutter Eva war schon ziemlich alt geworden, da fragte sie der liebe Herrgott, wie viel sie Kinder habe. Eva wußte die Zahl nicht genau und gab um einige Tausend zu wenig an. Alle diese Tausend sind infolge davon verbannte Menschen geworden und verzaubert. Das sind die Affen. (Menghin, aus dem deutsch. Südtirol 1884. S. 87 f.)

4. Als der schreckliche Herodes alle Knäblein unter zwei Jahren in Bethlehem und in der Umgegend zu töten befahl, weil er hoffte, daß dabei auch das Jesuskind umkommen werde, wurden Joseph und Maria flüchtig und zogen mit dem Kind nach Ägypten. Von den andern jüdischen Müttern aber versteckten einige in ihrer Angst ihre Kinder unter Mulden. Als die Henkersknechte abgezogen waren, hoben die Mütter die Mulden auf. Da lagen lauter junge Affen drin.

So ist das Affengeschlecht aus dem Menschengeschlecht entstanden. (Krauß, Sagen u. Märchen der Südslaven II, 65, verkürzt.)

5. Früher waren die Affen Menschen, die nährten sich vom Fischfang. Einst kam ein Mann Gottes zu ihnen und sagte: 'Fangt so viel Fische, als ihr mögt, aber nicht am Sonntag; laßt sie am Sonntag in Ruhe essen.' Die Männer versprachen zu gehorchen.

Als der Sonntag kam, gingen sie nicht wie gewöhnlich auf den Fischfang, sondern gestatteten den Fischen einen Rast-

tag. Eine von ihren Frauen aber ging zum Ufer des Sees, um Wasser zu schöpfen; da sah sie viele, viele Fische. Sie fing deren etliche und eilte dann nach Hause, um die Männer zu fragen, warum sie denn heut nicht, wie sonst, auf den Fischfang gingen, es seien viele, viele Fische da. Da erzählten ihnen die Männer, wie ihnen ein Mann Gottes erschienen sei und ihnen geboten habe, am Sonntage die Fische in Ruhe essen zu lassen. Die Weiber aber, die dies für leere Ausflüchte hielten, drohten mit ihrem Zorne, wenn die Männer nicht sofort sich aufmachten, Fische zu fangen. Aus Furcht vor ihren Weibern gehorchten sie; sie gingen hin und fingen ein gut Teil Fische. Als sie diese nun nach Hause bringen wollten, erschien der Mann Gottes plötzlich und sprach mit ernster Stimme: 'Wie kommt es doch, daß ihr das Gebot des Herrn, eures Schöpfers, nicht erfüllt? Es ist Sonntag, und doch fangt ihr Fische?' Und weiter sprach er, ohne auf die Entschuldigungen der Fischer zu achten: 'Vom heutigen Tage sollen die Segnungen von euch genommen werden, die euch gegeben waren. Ihr sollt fortan Schwänze haben und auf Händen und Füßen im Staube umherkriechen und im Walde wohnen.' Das geschah, und so wurden die Menschen in Affen verwandelt.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, 1887, S. 141 f. Märchen der Haussa. Kaum ein ursprüngliches Erzeugnis des Haussageistes. Nach dem mohamedanischen Koran (Sure Kuh) fluchte König David den Juden, die am Sabbath fischten, und verwandelte sie in Affen. (Menzel, christliche Symbolik I, S. 39.))

---

92. Warum die Kröte rote Augen hat.

De Schorrpogg (Kröte) hett Abends achtern Tun seten, da kümmt de Voß an un seggt:

'Gun Abend, Fru Dick bi'n Dum,
Wat sittst du hir so spät achtern Tun?'

De Schorrpogg seggt: 'Schön Dank, de langswanzte Hund, wat schellst du mi von Dick bi'n Dum?' Dorup kümmt de

Scharrenwewer (Roßkäfer) antofleegen un seggt: 'Gun Abend, Quackeldunenbuk!' 'Du Hurrepurre, du Dreckpurre, du Krup in't Lock, du Hundsfott, wat schimpst du mi von Quackeldunenbuk?' seggt de Schorrpogg. Nasten kümmt dat Holtpirken (Libelle) antofleegen, de seggt: 'Gun Abend, Fru Abendblinken!' 'Schön Dank, Herr König von Engelland. Se weeten doch noch, woans dat 'n orig Minsch titeliert warden möt. Hir kam de Voß, de langswanzte Hund, und schüll mi von Dick bi'n Dum, un nasten kam de Hurrepurre, de Dreckpurre, de Krup in't Lock, de Hundsfott, un schimpt mi von Quackeldunenbuk; dat verdrot mi, un ik hevv min bläudigen Tranen rort, dat ik't keenen Minschen seggen kann.' Dorvon hett de Schorrpogg sik de Ogen rot weint.

(Bartsch, Sagen, Märchen u. Gebräuche aus Mecklenburg I, 520. In e. Fragm. bei Curtze, Volksüberl. aus Waldeck, S. 238 heißt es: der Frosch hat 7 Jahre geweint und hat sich rote Augen geweint.)

---

93. Warum der Bär einen Stumpfschwanz hat.

Dem Bären begegnete einmal der Fuchs, der mit einem Bündel Fische angeschlichen kam. Die hatte er gestohlen. 'Wo hast du die her?' fragte der Meister Petz. 'Ich habe sie mir geangelt,' antwortete der Fuchs. Da bekam der Bär auch Lust, das Angeln zu lernen, und bat den Fuchs, ihm doch zu sagen, wie er es machen müßte. 'Das ist eine leichte Kunst und sehr bald gelernt,' erwiderte der Fuchs. 'Du mußt nur aufs Eis gehen, dir ein Loch hauen und den Schwanz hineinstecken, und dann mußt du ihn recht lange drein halten und dich nicht darum kümmern, wenn's ein bißchen weh thut. Denn das ist ein Zeichen, daß Fische dran beißen. Und je länger du's aushalten kannst, desto mehr Fische kriegst du. Aber wenn's zuletzt recht tüchtig kneift, dann mußt du hochziehen.'

Der Bär that, wie der Fuchs ihm geraten, und hielt den Schwanz so lange ins Loch, bis er darin fest gefroren war. Da zog er hoch — und der Schwanz blieb im Eise

stecken. Und nun geht er noch heutigen Tages mit einem Stumpfschwanz.

(Asbjörnsen, norweg. Volksmärchen I, S. 118 f. Vgl. Poestion, lappländ. Märchen 1886. S. 8 f. Ein finnisches Märchen erzählt dasselbe vom Wolf. Da dieser aber langschwänzig ist, so erklärt es, daß der Schwanz nicht abreißt, jedoch die Haare verliert. Infolgedessen ist der Wolf kahlschwänzig. (Kaarle Krohn, Bär u. Fuchs, übs. von Hackmann, Helsingfors 1888, mir nur durch eine Rezension bekannt.) Auch sonst wird d. Märchen vom Wolf erzählt, aber ohne die naturgeschichtl. Anwendung.)

2. Der Fuchs und der Bär hatten einmal großen Durst. Da sprach der Fuchs: 'Ich weiß in einem Keller guten Wein. Willst du, so gehen wir in der Abenddämmerung hin und holen ihn.' Dem Bären war das ganz recht, und als es Abend wurde, gingen sie hin. Damals aber hatte dieser auch einen so langen, ja noch längeren Schwanz als der Fuchs — und warum sollte er ihn auch nicht gehabt haben, er ist ja größer und stärker? —

'Gevatter, ihr seid stark!' sprach der Fuchs, 'lasset euren Schwanz zum Kellerfenster hinein, dann keule ich die Spitze fest ins Faßloch ein, und ihr zieht das Faß hinaus!' So geschah es; als aber der Fuchs fertig war, rief er: 'Nun wartet, bis ich hinauskomme, daß ich auch ziehen helfe' und sprang hinaus. 'Nun drauf los, Gevatter!' Der Bär zog, daß er kein Leben hatte, doch das Kellerfenster war zu klein, und das Faß ging nicht hinaus, aber bei seiner gewaltigen Kraft brach der Bär die Mauer mit dem Fasse durch. Das gab ein fürchterliches Gerumpel. Der Wirt im Hause erwachte, sah hinaus und rief seine Leute gleich zusammen. Sie eilten mit Stangen und Stöcken hinaus, dem Bären und Fuchsen nach. Diese waren schon im Feld, der Fuchs voran, der Bär mit dem Faß Wein am Schwanz hinterher. Als er aber über einen Graben sprang, fiel das schwere Faß hinunter und nahm ihm ein Stück vom Schwanz mit. Doch war er froh, daß er vor den Verfolgern in den nahen Wald entkommen konnte.

Seit der Zeit hat der Bär einen Stumpfschwanz.

(Jos. Haltrich, Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen. 4. Aufl. 1885, S. 276 f.)

3. Es war einmal ein kleiner Junge, gerade so groß, wie du bist, der ging, wenn seine Mutter auf dem Markt war, immer über die Sauermilch her und schnupperte. Da sagte seine Mutter: 'Wenn du noch einmal schnupperst, so gebe ich dich dem garstigen Bären!' Kaum war sie wieder fort, husch! lief der Junge gleich zum Topf und schnupperte und schnupperte so lange, bis keine Sauermilch mehr im Topfe war. Jetzt aber fing er an, sich zu fürchten vor seiner Mutter, und in der Angst lief er fort und kam in den Wald. Als er da war, gedachte er an die wilden Tiere, die im Walde wohnen, die würden jetzt kommen und ihn zerreißen.

Was sollte er anfangen? Nun sah er einen dicken Baum. 'Du willst da hinaufkriechen, da bist du sicher!' dachte er. Der Baum aber war hohl, und wie er oben war, fiel er hinein, und da war gerade ein Bärennest, und die jungen Bärchen rannten durcheinander, denn sie hatten sich erschreckt. Bald kam auch der alte Bär und brachte Futter und fing an zu brummen: 'boboborou!' und die kleinen brummten freudig: 'bebebereu!' Nun kannst du dir vorstellen, wie sich der kleine Junge fürchten mußte.

Als aber der Bär oben am Loche stand und die Augen des Jungen sah, so dachte er: 'Jetzt ist es aus mit dir!' Denn er meinte, es sei die Katze oder die Schlange drinnen, die fresse erst seine Jungen, dann werde es an ihn kommen. Schnell drehte er sich um. Dabei kam dem Knaben der Schwanz des Bären über das Gesicht. In der Angst faßte er nach ihm, ohne daß er's wußte, und wie der Bär fortsprang, so zog er den Knaben mit hinaus. Der Bär aber glaubte, die Katze habe ihn am Schwanz und sei ihm nachgesprungen und wolle ihn fressen. Da riß er sich schnell wieder los und sprang ins Nest zurück und blieb ganz ruhig. Er hatte so gerissen, daß dem Jungen der Schwanz in der Hand geblieben war, und seitdem hat der Bär einen Stumpfschwanz. Der Junge hatte aber nicht weniger Angst gehabt, das kannst du dir denken. Er lief schnell nach Hause und sprach: 'Liebe Mutter, nur einmal noch verzeiht mir, ich will nicht mehr schnuppern.' Da erzählte er jetzt, wie

es ihm gegangen sei. 'Weil ich fürchtete,' sprach er zu seiner Mutter, 'ihr würdet mich schlagen, lief ich in den Wald; da dachte ich an die wilden Tiere, die im Wald wohnen; ich stieg auf einen Baum, um mich zu verstecken, und da fiel ich gerade in das Bärennest; es waren aber nur die Jungen zu Hause, die sahen mich so garstig an und brummten immer: „Jetzt fressen wir dich!" Zuletzt kam der alte Bär und brummte: „Habt ihr ihn?" und die Bärchen brummten wieder: „Ja, wir haben ihn!" Jetzt kam der Fürchterliche ans Loch und machte so feurige Augen, daß ich dachte: „Nun ist es aus mit dir!" Aber der gute Bär warf mich nur hinaus und schenkte mir's noch einmal, drückte mir dies Haarbüschel in die Hand, sprang in sein Nest und ließ mich fortlaufen. So, Mutter, der Bär bekommt mich nicht, wenn ich nicht mehr schnuppere?'

(Jos. Haltrich, a. O. S. 267 f.)

---

94. Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase auf dem Medwischer Margreti.*)

Der Bär, der Wolf, der Fuchs und der Hase saßen einmal vergnügt im grünen Waldhaus beisammen. Da sprach der Fuchs: 'Wie wäre es, wenn wir auch einmal auf den Medwischer Margreti gingen; es soll dort gar lustig zugehen!' Da antwortete der Bär: 'Ich bin schon alt und schwach, wenn aber der Wolf mitgeht und uns schützen will, so ist es mir recht; denn das Menschenkind ist falsch und uns aufsässig!' 'Was? ich fürchte mich nicht!' schrie der Wolf trotzig, 'ich gehe mit, und ihr sollt weder Schaden noch Schande haben!'

'Auch ich will mit, auch ich!' rief froh der Hase. 'Halts Maul, Junge, du bist noch zu dumm,' sprach der Fuchs; 'du würdest überallhin gaffen und große Augen machen und uns nur in Not bringen!' Da schmiegte sich der Hase an den Wolf, als wenn er sagen wollte: 'Macht, daß ich auch mit-

---

*) Der 'Medwischer Margreti' ist ein wichtiger Jahrmarkt in Mediasch (in Siebenbürgen), der auf den Tag Margaretä (13. Juli) fällt.

gehe!' Dem Wolf gefiel das, und er sprach: 'Das Häschen muß auch mit!' und streichelte ihm übers Gesicht. 'Aber wofür sollen wir uns ausgeben?' fragte der Bär, 'es muß doch jedermann etwas vorstellen, der auf den Margreti geht.' 'Ach was, das ist leicht!' sprach der Wolf, 'für Schüler (Studenten). Ihr singt den Baß, der Fuchs den Alt, der Hase Diskant; ich will Kantor sein und die Melodie leiten und halten!'

Als sie alles gehörig besprochen hatten, machte jeder seinen Pelz rein — denn man muß auf dem Margreti geputzt erscheinen — und dann brachen sie auf. Sie getrauten sich aber doch nicht recht, am hellen Tage in die Stadt zu gehen und warteten, bis die Dämmerung einbrach. Da kamen sie auf den Zehen ganz leise in die Vorstadt; sie gingen aber hinter einander, wie die Hunde nach Blasendorf gehen, der Wolf zuerst dann folgte der Fuchs, dann der Bär, zuletzt der Hase. In der Vorstadt ist das große Wirtshaus, wie ihr wißt; der Wirt hatte gerade Schweine geschlachtet, und es roch die frische Wurst ihnen entgegen. 'Da müssen wir hinein!' sprach der Wolf, 'und uns gütlich thun! Da kennt man uns nicht!' Der Fuchs wollte nicht recht und sah sich zuerst die Gelegenheit genau an; es sah ihm gefährlich aus. 'Gevatter, seid nicht so hitzig!' Der Wolf aber roch nur die Wurst, hörte nichts und klinkte gleich die Thür auf. 'Nur herein, willkommen!' sprach der Wirt. Da gingen alle hinein. 'Frische Wurst und Wein her!' schrie der Wolf, 'aber viel!' Der Kellner brachte; sie setzten sich und aßen und tranken, und wie nur etwas auf den Tisch kam, gleich war es verschwunden; der Kellner konnte nicht genug bringen. Endlich waren sie satt. Da kam der Wirt mit der Kreide und sprach: 'Zahlen!' Ja, ja, da fing ihre Not an. Der Wolf allein hatte den Mut zu reden und sprach: 'Wir sind Schüler (Studenten) und wollen uns morgen durch Ansingen etwas verdienen und dann zahlen!' 'Das ist alles recht schön!' sagte der Wirt; 'lasset indessen nur eure Mäntel zum Pfande!' Der Wirt aber hatte gleich beim Eintreten der Gäste ihnen angesehen, was für Zahler sie seien und hatte im stillen den Kürschner herbeikommen lassen. 'Mein Freund da,

der Kürschner, wird das Ausziehen besorgen!' Als sie den Namen Kürschner hörten, sprangen alle voll Entsetzen auf und eilten zur Thüre; die war jedoch wohl verschlossen. Der Kürschner und der Wirt suchten nun einen nach dem andern zu packen und zu binden: der Bär brummte, der Wolf heulte, der Fuchs bellte; nur der Hase war vor Furcht stumm und starr, und die Augen standen ihm heraus, der Diskant versagte ihm, und bis heute hat er die Stimme nicht zurückerhalten. Ja, das war einmal ein Gesang!

Der Wolf und Fuchs sprangen dem Kürschner und Wirte immer zwischen den Händen durch. Da fingen sie zuerst den Hasen, und das war leicht, denn der regte und rührte sich ja nicht von der Stelle, und nagelten ihn am Schwanz an die Wand. Dann machten sie sich über den Bären. Den überwältigten sie auch ohne große Mühe, denn er war alt und schwerfällig, nagelten ihn auch am Schwanz an die Wand. Jetzt, Wolf und Fuchs, haltet euch! Die sprangen unter Geheul und Gebell wild herum, auf und ab, bald an die Thüre, bald an das Fenster. In der äußersten Angst und Not sprang der Wolf mit aller Kraft noch einmal wider den Fensterladen, der plumpste hinaus, der Wolf mit. Er brach ein Bein, aber er raffte sich dennoch auf und lief unter Jammergeheul davon. Als der Fuchs das Fenster offen sah, sprang er sogleich nach, die Wirtin aber, die Milchrahm zu Butter rühren sollte, hatte gerade den rahmigen Löffel in der Hand und stand an der Fensteröffnung. Als sie den Fuchs springen sah, schlug sie mit dem Löffel nach ihm, traf aber nur die Schwanzspitze, und die ist bis auf den heutigen Tag rahmig-weiß.

Der Kürschner und der Wirt waren hinausgeeilt, um den Wolf noch zu fangen und den Fensterladen wieder anzumachen, damit der Fuchs nicht hinaus könne. Indessen war dieser auch schon über alle Berge. Auch der Bär war aber jetzt nicht müßig, als er die Öffnung sah und wie der Wolf und Fuchs glücklich entwischt waren. Er zog, er riß, er wand sich — schubski! ward er los, aber der Schwanz hing an der Wand. Und auch dem Hasen war auf einmal der verlorene Mut wieder-

gekommen. Er machte es, wie der Bär. Er ließ seinen Schwanz an der Wand, und — hast du nicht gesehen! war er davon, und nicht leicht konnte etwas schneller sein, als er. Er lief in einem Atem, ohne umzuschauen, bis in den Wald.

Noch heute hat weder der Bär noch der Hase seinen Schwanz eingelöst.

(Jos. Haltrich, deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 4. Aufl., 1885, S. 283 ff.)

---

95. Warum der Hase einen Stummelschwanz hat.

Der Fuchs hatte einmal einen recht hungrigen Magen. Wie er nun voll Mißmut darüber seines Weges ging, traf er auf den Hasen. Der war gesättigt und sprang fröhlich herum wie eine Geiß. 'Halt, halt!' rief der Fuchs. 'Ich mag es nicht leiden, daß so ein Kerl immer lustig ist und sich gebärdet als unsereiner. Gleich sollst du mit mir kämpfen, und da will ich sehen, ob du mit Ehren in der Welt fortleben kannst. Unterliegst du, so bist du mein eigen mit Haut und Haar!' Da zitterte der Hase nach seiner Natur schon im voraus, und als es zum Gefechte kam, da ward er leicht überwunden. 'Das Ehrenzeichen gebührt dir nicht,' sprach der Fuchs und biß dem Hasen den Schwanz ab und fügte ihn an den seinen. Darum hat er einen so langen Schwanz, und darum hat der Hase einen Stumpfschwanz und eine weiße Schwanzspitze.

Der Hase aber lief eiligst fort. 'Du bist dennoch mein eigen!' rief der Fuchs ihm nach. 'Denn wessen der Schwanz ist, dem gehört auch, was dran gehangen!' Deshalb betrachtet der Fuchs den Hasen bis heute als seinen vollkommenen Leibeigenen und tötet ihn geradezu, wo er ihn findet.

(Jos. Haltrich, deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, 4. Aufl., S. 313 f. Auch in einem sonst verschiedenen Märchen bei Krauß, Sagen und Märchen der Südslaven I, 1883, S. 39 ff. ist der Stummelschwanz des Hasen durch den Biß des Fuchses entstanden.)

---

96. Vom Vergißmeinnicht.

Als Gott der Herr den Blumen auf der ganzen Welt die Namen gegeben hatte, behielten diesen alle sehr wohl im Andenken. Ein Blümchen aber hatte ihn vergessen und konnte ihn bei keiner von den anderen Blumen mehr erfragen. Endlich mußte es, obwohl es sich scheute, wieder zurück zu Gott, um den zu fragen. Als es kam, hub der Herr den Finger auf und sagte zum verschämten Blümchen nur die drei Worte: 'Vergiß mein nicht!' Darauf ist es weggegangen und hat bis auf den heutigen Tag den Namen behalten.

(Vernaleken, Alpensagen, S. 293 (aus Lochau bei Bregenz am Bodensee). — Eine Sage ohne Quellenangabe bei Warnke, S. 187 (volkstümlich?). Die Rückführung des Namens auf die auch von der Schlüsselblume und dem Veilchen erzählten Sagen von der Wunderblume, die die Berge öffnet, ist ohne Gewähr. So bei Perger, S. 71 f.; Friedreich, S. 281, 187 f.; Schrader, Wundergarten der deutschen Sprache, S. 9.)

---

97. Vom Schnee und vom Schneeglöckchen.

Als der Herr alles erschaffen hatte, Gras und Kräuter und Blumen, und ihnen die schönen Farben gegeben, in denen sie prangen, machte er zuletzt auch den Schnee und sagte zu ihm: 'Die Farbe kannst du dir selbst suchen, du frißt ja so alles!' — Der Schnee ging also zum Gras und sagte: 'Gieb mir deine grüne Farbe!' er ging zur Rose und bat um ihr rotes Kleid, dann zum Veilchen und dann wieder zur Sonnenblume. Denn er war eitel und wollte einen schönen Rock haben. Aber Gras und Blumen lachten ihn aus und schickten ihn seines Weges. Da setzte er sich zum Schneeglöckchen und sagte betrübt: 'Wenn mir niemand eine Farbe giebt, so ergeht es mir wie dem Winde, der nur darum so bös ist, weil man ihn nicht sieht.' Da erbarmte sich das Blümchen und sprach bescheiden: 'Wenn dir mein schlechtes Mäntelchen gefällt, magst du es nehmen.' Und der Schnee nahm es und ist seitdem weiß; aber allen Blumen bleibt er feind, nur nicht dem Schneeglöckchen.

(Fr. Schönwerth, aus der Oberpfalz, II (1858), S. 136 f.)

---

98. Des Teufels Glockenblume.
(Soldanella alpina.)

Der Teufel dachte einst, da er eben nichts Besseres zu thun hatte, eine Blume zu erschaffen. Am leichtesten erschien es ihm, die Glockenblume nachzuahmen, und er machte sich auch gleich ans Werk. Wirklich gelang es ihm, eine Pflanze dieser Art zustande zu bringen. Aber man merkt gleich, daß der Teufel sie gemacht hat. Der Blumenkrone fehlt jene schwungvolle schöne Form und die herrlich blaue Farbe der Glockenblume. Die Kelchblätter sind zerrissen und zackig, die Farbe zu düster, nicht blau und nicht grau. Blätter vermißt man an ihr gänzlich, einige kleine Lappen am Wurzelstocke vertreten deren Stelle. Auch blüht sie nur auf den Bergen in unwegsamen Gegenden und wagt sich nicht in den fröhlichen Kreis ihrer Schwestern im Thale.

(von Freisauff, Salzburger Volkssagen, 1880, S. 536.)

---

99. Die Zirbelnüsse.

Auf den Alpen wächst eine Tannengattung, die Zirbel, deren Frucht einen rötlichen, wohlschmeckenden Kern hat. Allein man kann bloß selten und mit Mühe dazu gelangen, weil die Bäume meistens einzeln über Felsenhängen und Abgründen, selten im Walde beisammen stehen. Daher erzählt das Volk von der Zirbel: Ein Herr ließ seine Diener auf dem Felde arbeiten. Aber anstatt fleißig zu sein, gaben sie sich damit ab, die lieblich mundenden Nüsse abzuwerfen und zu essen, versäumten alle Pflicht oder thaten sie schlecht. Da verwünschte ihre Herrschaft den Baum, daß die Menschen keinen Genuß von ihm hätten.

(Grimm, deutsche Sagen, I, 199. Vgl. Kohlrusch, schweizerisches Sagenbuch, I (1854), S. 413 f.)

---

100. Der Schwarzspecht.

Als unser Herr Christus und Sankt Petrus noch auf Erden wandelten, kamen sie einmal zu einer Frau, die bei ihrem Backtrog stand und Teig knetete. Sie hieß Gertrud und hatte eine rote Mütze auf. Da beide den Tag über schon weit gegangen und daher sehr hungrig waren, bat Christus die Frau um ein Stückchen Brod. Ja, das sollte er haben, sagte sie, und nahm ein Stückchen Teig und knetete es aus. Aber da ward es so groß, daß es den ganzen Backtrog ausfüllte. Nein, das war allzugroß, das konnte er nicht bekommen! Sie nahm nun ein kleineres Stück, aber als sie es ausgeknetet hatte, war es ebenfalls zu groß geworden. Das konnte er auch nicht bekommen. Das dritte Mal nahm sie ein ganz, ganz kleines Stück, aber auch diesmal ward es wieder zu groß.

'Ja, so kann ich euch nichts geben,' sagte Gertrud. 'Ihr müßt ohne Zehrung wieder abziehen, denn das Brod wird ja immer zu groß.' Da zürnte Christus und sprach: 'Weil du ein so schlechtes Herz hast und mir nicht einmal ein Stückchen Brot gönnst, so sollst du zur Strafe dafür in einen Vogel verwandelt werden und deine Nahrung zwischen Holz und Rinde suchen, und nicht öfter sollst du zu trinken haben, als wenn es regnet.'

Und kaum hatte er die Worte gesprochen, so war sie zum Gertrudsvogel verwandelt und flog zum Schornstein hinaus. Noch jetzt sieht man sie herumfliegen mit der roten Mütze auf dem Kopf und schwarz über den ganzen Leib. Denn der Ruß im Schornstein hat sie geschwärzt. Sie hackt und pickt beständig in den Bäumen nach Essen und piept immer, wenn es regnen will. Denn sie ist beständig durstig.

(Asbjörnsen und Moe, Norwegische Volksmärchen, I, Nr. 2 — in Norwegen heißt der Schwarzspecht Gertrudsvogel —. Vgl. Frischbier, zur volkstümlichen Naturkunde. Beitr. aus Ost- u. Westpreußen. Altpreuß. Monatsschrift, 22, 291 f. Rußwurm, Eibofolke od. die Schweden an den Küsten Esthlands und auf Runö (1855), II, S. 198: Der Schwarzspecht ist ein verwandeltes Weib aus der Insel Worms, das am Sonntag während des Gottesdienstes Brod backte. Das schwarze Kleid wurde zu schwarzen Federn, und in dem roten Flecke auf dem Kopfe erkennt man noch die rote Mütze.)

101. Der Gietvogel.

Vor langen, langen Jahren ließ der liebe Gott die Teiche graben. Er stellte dazu alle Tiere an, und auch der kleine Gietvogel sollte den Morast ausräumen helfen. Aber er hatte gar zu große Furcht, seine schönen gelben Füßchen dabei zu besudeln, und legte daher nicht mit Hand an. Da bestimmte Gott, er solle nun auch bis in Ewigkeit aus keinem Teiche saufen.

Deshalb sieht man ihn immer nur aus hohlen Steinen oder Wagenspuren, wo sich Regenwasser angesammelt hat, kärglich nippen. Wenn aber lange kein Regen fiel und trockene Zeit ist, dürstet ihn heftig, und ununterbrochen hört man ihn sein ängstliches 'giet, giet!' schreien, d. h. gieße, regne! Das ruft er zum lieben Gott, und dem bleibt am Ende auch nichts weiter übrig, als den armen Schlucker wieder zu tränken.

(Reusch, Sagen des preußischen Samlandes, 2. Aufl., 1863, S. 36, wo Gietvogel = Landregenpfeifer, charadrius hiaticula; Frischbier, Altpreuß. Monatsschr. 22, S. 301 (mit Variante), wo der kleine Regenbrachvogel so bezeichnet wird; Grimm, Mythologie, S. 562, wo der Grünspecht so heißen soll. Allgemeiner gehalten ist das Märchen bei Veckenstedt, Myth. Sag. u. Legend. der Zamaiten (Litauer), II, S. 164. 'Kein Vogel darf aus einem Flusse trinken, weil keiner beim Flußgraben helfen wollte.' Vgl. hierzu auch Nr. 67.)

---

102. Die arbeitenden Tiere und der Pfingstvogel.

Ein esthnisches Märchen erzählt, wie Gott der Herr alle Tiere versammelte und ihnen befahl, den Embach (bei Dorpat) zu graben. Alle gingen ans Werk. Hase und Fuchs maßen die Richtung des Flusses ab. Der Hase sprang voran, der Fuchs lief ihm nach, und sein schleppender Schweif bezeichnete den Lauf des entstehenden Embachs. Der Maulwurf zog die erste Furche, der Dachs arbeitete in der Tiefe, der Wolf scharrte, der Bär trug das Aufgescharrte weg, und auch die Schwalbe und die übrigen Vögel alle waren thätig. Als das Flußbett fertig war, kam Gott, um es anzusehen und das Wasser hineinzuthun. Er war mit allem zufrieden, lobte jeden Arbeiter und

sagte: 'Maulwurf und Bär, ihr scheint ja am fleißigsten gearbeitet zu haben, so daß ihr über und über schmutzig seid. Gut, dieses schwarze Kleid bleibe euch zum Andenken als Ehrenkleid. Du Wolf, hast mit Schnauze und Füßen scharf gearbeitet, du sollst auch eine schwarze Schnauze und schwarze Füße behalten. Aber wo ist der Krebs? Er ist doch sonst ein rühriger Mann und hat viele Hände; er wird doch nicht geschlafen haben?'

Der Krebs war soeben aus dem Schlamme hervorgekrochen und ärgerte sich, daß der Herr ihn übersah. Er rief in seinem Unmute: 'Alter, wo sind deine Augen, daß du mich nicht sahst? Du hast sie wohl hinten!'

'O du Vorwitziger!' war die Antwort, 'so sollst du von nun an deine Augen hinten haben.'

Als der liebe Gott mit diesem Strafexempel fertig war, sah er einen Stutzer, der von Ast zu Ast flog, sein schönes Kleid in der Sonne erglänzen ließ und sein sorgenloses Lied sang.

'Stutzer, Pfingstvogel!' rief er ihm zu, 'hast du sonst nichts zu thun, als dich zu zieren?'

'Alter,' sagte jener, 'die Arbeit ist schmutzig, und ich kann meinen goldgelben Rock nicht preisgeben und meine silberfarbigen Hosen nicht schwarz machen — was würdest du selbst dazu sagen?'

'Du Kleidernarr!' rief der Herr, 'so sollst du von nun an schwarze Hosen haben und sollst zur Strafe nie deinen Durst aus dem Bache löschen, sondern nur die Tröpfchen von den Blättern mühsam trinken, und sollst dein lustiges Lied nur pfeifen, wenn die andern Geschöpfe sich verkriechen und vor dem herannahenden Wetter schaudern.'

(H. Kletke, Märchensaal II (1845) S. 55 f. Vgl. Grimm, Mythol.[4] 562.)

---

103. Der Kuckuck.

1. Der Kuckuck erbat sich von Gott das allerschönste Gewand, er war mit dem seinigen nicht zufrieden. Da ward Gott zornig auf ihn und setzte ihm den Teufelskamm auf. Seit-

dem bereut der Kuckuck seine That und ruft traurig, denn es lastet ein Fluch auf ihm.

(v. Wlislocki, Volksgl. u. relig. Brauch der Magyaren S. 112.)

2. Der Kuckuck ist ein verwünschter Bäcker oder Müllersknecht und trägt darum fahles, mehlbestaubtes Gefieder. In teurer Zeit hat er armen Leuten von ihrem Teig gestohlen, und wenn Gott den Teig im Ofen segnete, ihn herausgezogen, bezupft und dabei jedesmal schadenfroh gerufen: 'guck, guck!' (ei sieh!)

Darum strafte ihn Gott der Herr und verwandelte ihn in einen Raubvogel, der unaufhörlich dies Geschrei wiederholt.

(Grimm, Mythol.[4] II, 564.)

3. Der Kuckuck ist vor alters ein geiziges Weib gewesen, eine rechte Batzengaunerin, und hat mit Wecken gehandelt.

Einmal kam ein armes hungriges Büblein zu ihr und wollte ihr ein Wecklein abkaufen. 'Wie teuer ist so ein Wecklein?' fragte es. 'He,' sagte sie, 'so viel Kreuzer kost's, als ich dir auf die bloße Hand legen kann.' 'Es soll gelten,' sprach das Büblein, und hielt seine Hand hin. Aber da konnte die Geizige gar kein Ende finden mit dem Kreuzerlegen. Wo nur immer noch ein winziges Stückchen von der Hand vorguckte, wußte sie noch einen Kreuzer hinzuzwängen, und da kriegte's das hungrige Büblein am Ende so mit der Angst und Ungeduld, daß es unwillig ausrief: 'Flieg auf und ruf guckguck!' Und beim Wetter — kaum hat er's raus, so ist das geizige Weib zum Kuckuck worden und ist ein Kuckuck geblieben bis heutigen Tages.

(Nach dem mundartl. Märchen bei Sutermeister, Kinder- u. Hausmärchen aus der Schweiz. S. 182. Bei Lütolf, Sagen S. 355 eine Luzerner Version, worin der Knabe zum Kuckuck verwünscht wird, weil er der Frau das Brötchen nicht für den geforderten Preis abkaufen will.)

4. In Bulgarien glauben die Bäuerinnen, daß der Kuckuck eine Frau war, die einen einzigen Sohn hatte, der hieß Gugo, d. i. Georg. Dieser starb frühe. Ihr Gram und Kummer um ihn war grenzenlos, und vor gewaltigem Leid ging sie morgens

und abends aufs Grab und weinte und klagte. Da wurde Gott ihres endlosen Jammers überdrüssig, kam eines Morgens hin zu ihr und sagte: 'Was plärrst und guckst du da, närrisches Weib, so ohne Unterlaß auf dem Grabe?' 'So lange ich lebe,' antwortete sie, 'werd' ich weinen und nie verstummen! O Gugo, mein liebstes Kind, Gugo, Gugo!' Gerührt sprach der Herr: 'Du sollst gesegnet sein und dich in einen Kuckuck verwandeln und von nun an bis in alle Ewigkeit nach deinem Sohne rufen!'

Im selben Augenblick ward sie zum Kuckuck und flog davon, um zu klagen. Und mit jedem neuen Frühling erschallt ihre Klage aufs neue.

(Krauß, Der Tod in Sitte, Brauch u. Glauben der Südslaven: Ztschr. des Vereins f. Volkskunde II, 182. Daselbst auch andere Versionen aus Serbien. — Nach einem Märchen bei Hahn, Griech. u. albanes. Märchen 1864. II, 144 war der Kuckuck einst die Schwester des Gjon, den erstach sie durch unglücklichen Zufall mit ihrer Scheere. In ihrer großen Betrübnis ward sie in den Vogel verwandelt, und nun ruft sie: 'ku, ku?' d. h. zu deutsch: wo bist du? Sie hatte noch einen andern Bruder, der auch Gjon hieß. Dieser wurde zum Vogel gleichen Namens — eine kleine Eulenart — und ruft nun bei Nacht den Namen des Toten: Gjon! Gjon! (Über den Gjon ein anderes griech. Märch. in der Anm. zu Nr. 115.))

5. Einst wettete der Kuckuck mit dem Adler, daß einer von seinen Nachkommen den Adler besiegen und an seiner Stelle König der Vögel sein werde. Seit der Zeit legt der Kuckuck seine Eier in fremde Nester, denn er hofft, er werde einst das Nest des stärksten Vogels antreffen, dieser werde das Ei ausbrüten, aus dem Ei aber werde dann ein ebenso starker Vogel zum Vorschein kommen, der den Adler besiegen und König der Vögel sein werde.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) II, S. 178.)

6. Es war einmal eine böse Frau, die ermordete ihren Mann. Dafür hat sie Gott zur Strafe in einen Kuckuck verwandelt und hat sie verurteilt, ewig paarlos zu bleiben und in den Wäldern herumzuirren.

(Kupczanko, Russische Schöpfungssagen. Am Urquell. III, 18.)

104. Die Ackerwinde.
(Convolvulus arvensis.)

Einst wollte ein Fuhrmann seinen Wagen, der mit Weinfässern schwer beladen war, einen sandigen Hügel hinauffahren. Es war ein heißer Sommertag. Die Pferde trieften von Schweiß, und die Wagenräder schnitten tief in den lockeren Sandboden ein. Plötzlich blieben die Pferde stehen, sie waren zu sehr ermüdet und vermochten den Wagen nicht mehr fortzuschaffen. Der Fuhrmann wurde hierüber sehr böse und wollte sie mit unbarmherzigen Schlägen und lästerlichem Fluchen zum Weitergehen zwingen. Doch seine Anstrengungen waren vergeblich. Da — auf einmal, als er gerade einen bösen Fluch gethan und die armen Pferde schrecklich gepeitscht hatte, erschien ihm die Mutter Maria. Sie tadelte seine Roheit und versprach, für einen Trunk Weines den Wagen auf den Berg zu schaffen. Dann erfaßte sie die Zügel der Pferde, und ruhig und gehorsam zogen die Tiere den Wagen den Berg hinauf. Als sie oben waren, gab sie dem Fuhrmann die gute Lehre, in Zukunft sein ungestümes Wesen und sein gottloses Fluchen zu unterlassen; durch Ruhe und Besonnenheit erreiche man viel eher das Ziel. Hierauf erbat sie sich das versprochene Glas Wein. Doch der Fuhrmann geriet in große Verlegenheit, als er merkte, daß ihm ein Glas fehle. Aber die Mutter Gottes ergriff eine am Wege blühende, kleine weiße Ackerwinde und bat, diese zu füllen. Die roten Streifen, die mitunter in der Blüte sind, rühren von dem roten Weine her. In Erinnerung hieran heißt die Pflanze auch Mutter Gottes Trinkbecher.

(Wagner, Entdeckungsreisen in Flur u. Wald 1882, S. 23. Reling u. Bohnhorst, Unsere Pflanzen, 2. Aufl., 1889, S. 163.)

---

105. Vom Gamander-Ehrenpreis.

Der Gamander-Ehrenpreis heißt auch Nimmerweh. Davon erzählt das Volk so: Ein Waldfräulein gab einem armen kranken Tagelöhnerweib, das große Schmerzen hatte, die Blume Nimmer-

weh, und sofort waren Angst und Leiden verschwunden. Das Weib half nun mit dem Kraute vielen Frauen und hatte dadurch großen Verdienst. Ihr Mann freute sich dessen, fürchtete aber, das Waldfräulein könnte auch andern von der Kraft der Pflanze Mitteilung machen und so seine Einnahmen schmälern. Er suchte daher die gütige Fee auf und erschlug sie. Seine Frau, die Böses ahnte, war ihm nachgegangen und kam gerade hinzu, wie die Sterbende rief: 'O Nimmerweh, blüh nimmermeh, jetzt bist du Immerweh.' Da bat sie sie unter Thränen, der Pflanze wenigstens an den Nebenzweigen Blüten zu belassen. Das bewilligte das Waldfräulein und verschied. Seitdem treibt die Hauptachse des Krauts keine Blüten mehr.

(Panzer, Beitr. z. deutschen Mythol. II, 204.)

---

106. Der Kormoran und der Eidervogel.

Der Kormoran und der Eidervogel wollten beide Dunen haben. Es war einem von ihnen angeboten, sie zu kriegen, und sie sollten sich selbst darüber einigen, wer von ihnen der sein sollte, der sie kriegte. Aber das war eine schwierige Sache, sich darüber zu verständigen. Denn keiner wollte dem anderen nachgeben — beide wollten gleich gern Dunen haben. Damit nun der Streit ein Ende nehmen möchte, machten sie unter sich aus, daß der die Dunen haben solle, welcher am nächsten Morgen zuerst aufwache und dem andern anzeige, wenn die Sonne überm Meeresrand auftauche. Als der Abend dämmerte, setzten sich also der Kormoran und der Eidervogel an den steinigen Strand, einer neben dem andern. Der Kormoran wußte wohl, daß er hart zu schlafen pflegte und schwer aufwachte, wenn er fest eingeschlafen war. Um nun den Sonnenaufgang ja nicht zu verpassen, hielt er es für das beste und sicherste, die ganze Nacht zu wachen. Der Eidervogel neben ihm schlief dagegen ganz fest.

Den ersten Teil der Nacht ging es erträglich gut, aber als es länger dauerte, begann er müde zu werden, und der Schlaf drohte ihn zu übermannen. Doch saß er noch halbwach,

und als es vom Tage zu leuchten anfing, rief er vor Freude über sich selbst: 'Nun blaut es im Osten!' Über diesen Ruf erwachte der Eidervogel. Er hatte nun ausgeschlafen, der Kormoran hingegen konnte die Augen nicht mehr offen halten, und gerade jetzt, wo es galt, nickte er ein. Als die Sonne aus dem Meer aufstieg, war der Eidervogel nicht faul und rief: 'Tag im Meer! Tag im Meer!'

So erhielt der Eidervogel die Dunen. Der Kormoran mußte noch mehr büßen. Er verlor die Zunge, weil er nicht schweigen konnte, wo es drauf ankam zu schweigen. Daher sagt man wohl auch zu einem schwatzhaften Menschen warnend: 'Warum ist der Kormoran ohne Zunge?'

(Jiriczek, Faeröische Märchen u. Sagen: Ztschr. d. Ver. f. Volksk. II, 1892. S. 160 f. Ein Indianermärchen erzählt so: Einst wollte der Rabe Heilbutten fangen und ging mit dem Kormoran aus, zu fischen. Dieser fing viel große Fische und warf sie ins Boot, während der Rabe nur einen einzigen kleinen Fisch gefangen hatte. Deshalb ward er neidisch und dachte, wie er dem Kormoran seinen Fang wegnehmen könnte. Er rief ihm zu: 'Ich habe mir die Zunge abgeschnitten und an die Angel gesteckt.' Da schnitt der Kormoran sich ebenfalls die Zunge ab und ward stumm. Der Rabe stahl ihm dann alle seine Fische und behauptete, als sie ans Ufer kamen, er habe sie gefangen. Der arme Kormoran aber konnte nichts sagen. Franz Boas, indianische Sagen, 1895, S.-A. aus den Verhdl. d. Berl. Gesellsch. f. Anthrop. 1891 bis 1895, S. 244. Daselbst eine hübsche Variante S. 317, auch S. 277.)

---

107. Die Blätter des Kirschbaums.

In alten Zeiten waren die Menschen einmal so lasterhaft, daß Gott Schlangen regnen ließ. Zu warnender Erinnerung sieht man auf den Blättern der Kirschbäume schlangenförmige Zeichnungen.

(Zingerle, Sagen aus Tirol. 2. Aufl. S. 372.)

---

108. Der Glühwurm.

In dem aufsprießenden Geäst einer Lotuspflanze, die in einem Sumpfe stand, saß die Tochter einer Feuerfliege als unscheinbarer, kleiner Wurm. Niemand beachtete sie, und so verbrachte sie einsam ihre Tage; indessen machte sie sich nichts daraus, denn sie dachte bei sich, wenn die Zeit gekommen wäre, wo sie erwachsen sei, dann müßte ihr Los sich wenden, und während sie jetzt allein in ihrem Blütenkelche ruhte, würde sie später Gesellschaft und Unterhaltung genug bekommen.

Ihre Hoffnung erfüllte sich auch richtig, denn eines Abends strahlte ihr Körper in so zauberhaftem Lichte, daß alles rings umher davon geblendet wurde, und die schmale, glänzende Mondsichel am Himmel zog sich vor lauter Neid hinter eine Wolke zurück. Von dem Lichte angezogen, kamen alsbald Tausende von Insekten und brachten dem glänzenden Glühwurm ihre Huldigungen dar. Der graue Nachtfalter umflatterte ohne Unterlaß den Kelch der Lotosblume, in dem sie wohnte; große und kleine Käfer schwirrten unaufhörlich in der Luft oder setzten sich der Leuchtenden zu Füßen, und zahllose buntfarbige Tierchen stimmten ihr zu Ehren Lieder an, die weithin tönten. Aber all diesen Huldigungen setzte das Glühwürmchen kalte Verachtung entgegen. Es rührte sich kaum in seinem duftenden Blumenbette und that, als ob es rings umher gar nichts vernähme.

Als sich jedoch Abend für Abend das Gewirr wiederholte, da erhob sich die Schöne endlich und trat hervor. 'Laßt mich in Ruhe,' rief sie. 'Keiner von euch gefällt mir; ich werde nur den erhören, der mir ein Licht bringt, wie ich selbst es habe.'

Betroffen hörten alle ihre Bewunderer diesen Ausspruch; allein kaum waren die Worte verklungen, so flog alles von dannen, um Licht zu holen, damit der Wunsch des leuchtenden Wesens erfüllt würde. Eitel Bemühen! Alle die zahllosen Insekten stürzten sich tapfer und ohne sich zu besinnen in die Flamme jeder Lampe, jeder Kerze, die ihnen in den Weg kam,

und dennoch haftete kein Strahl davon auf ihren Flügeln oder ihrem Leibe, nein, kläglich mußten sie für ihr Wagnis büßen.

Die spröde Prinzessin Glühwurm blieb nun verschont und allein, und sie hätte lange auf einen Freier warten können, wenn nicht plötzlich der Leuchtkäfer gekommen wäre. Dieser glänzte genau so hell wie der Glühwurm, und als sich beide erblickten, da waren sie gegenseitig von ihrer Schönheit bezaubert, so daß sie alsogleich beschlossen, einander zu heiraten.

Die armen Insekten aber, welche die Prinzessin mit so hinterlistigen Worten fortgeschickt hatte, mühen sich bis zum heutigen Tage vergebens ab, sobald sie ein Licht sehen, etwas davon zu erhaschen; sie verbrennen sich dabei Flügel und Füße oder gar den ganzen Leib und gehen elendiglich zu Grunde.

(Brauns, japanische Märchen. S. 57 ff. Vgl. Junker von Langegg, japanische Theegeschichten I (1884). S. 285 ff.)

---

109. Die Qualle.

Ihr wundert euch vielleicht, warum die Qualle nackt umherschwimmt und weder ein Gehäuse noch eine Schale hat? Das war in alter Zeit nicht so; da hatte sie eine Schale gleich anderen Muscheltieren, aber sie verlor sie durch ihre eigne Schuld, und wie das zuging, das will ich euch erzählen.

Es war einmal eine Meerprinzessin, die wurde einst sehr krank, und niemand konnte ihr helfen, und so siechte sie lange in schwerer Pein dahin. Endlich aber fand sich ein erleuchteter Arzt am Hofe des Königs, ihres Vaters, und erklärte, daß sie nur durch den Genuß einer Affenleber Gesundheit und Frohsinn wieder erlangen könnte. Sofort traf man Anstalten, einen Affen herbeizuschaffen, um ihm die Leber aus dem Bauche zu nehmen. Die kluge Schildkröte erhielt den Auftrag, sich auf Reisen zu begeben und einen Affen lebend und gesund herbeizubringen. Also machte sie sich denn auf und davon; sie kam ans Land und wanderte ins Gebirge, wo viele Affen leben. Aber so leicht war das nun allerdings nicht, eines dieser Tiere zu bewegen, mitzugehen, und deshalb mußte sie

die Zuflucht zur List nehmen. Eines Tages stellte sich die Schildkröte schlafend; sie lag da an einer schattigen Stelle und rührte kein Glied. Die neugierigen Affen kamen herbei und betrachteten sie von allen Seiten, und ein junges Äffchen, das dreister als die andern war, ging an sie heran und befühlte das schöne glänzende Schild, das sie auf dem Rücken trug. Da plötzlich fuhr sie empor, schnappte mit dem Maule nach dem Äffchen, und richtig bekam sie seine Hand zu fassen und hielt sie mit dem Maule fest. Als die andern Affen sahen, daß der Schildkröte nicht zu trauen war, liefen sie davon und ließen ihren jüngeren Gefährten im Stich. Die Schildkröte aber sprach zu ihrem Gefangenen: 'Wenn du nicht willig thust, was ich dir sage, so töte ich dich. Jetzt steig auf meinen Rücken; du mußt mit mir gehen.' Zur Sicherheit hielt sie fortwährend die Hand des Affen fest; was wollte das arme Tier also machen? Es fügte sich eben, so gut es ging, in sein Schicksal. Die Schildkröte trabte nun, so rasch sie konnte, von dannen, dem Strande zu, und als das Wasser erst ihre Füße bespülte, da ging es pfeilschnell hinab in das Meer, dem Palaste der Meerprinzessin zu. Alles freute sich, als der Affe glücklich auf dem Rücken der Schildkröte anlangte, und nun ward er so freundlich aufgenommen und so gut verpflegt, daß er bald alle Sorge vergaß und sich in der Fremde heimisch fühlte. Mitunter freilich überkam ihn doch das Heimweh, und dann ging er traurig umher und suchte ein stilles Plätzchen, wo er ungestört weinen und seufzen konnte. Und als ihn eines Tages wiederum diese Traurigkeit befiel, da trat die mitleidige Qualle zu ihm heran und sagte teilnehmend: 'Ja, du magst wohl weinen, du armes Tier, ich beklage dich von ganzem Herzen! Deine Tage sind gezählt; nicht lange mehr kannst du dich deines Lebens freuen, dann wirst du geschlachtet und verspeist werden!'

Der Affe erschrak fürchterlich; er sprang auf und fragte hastig die Qualle, was er denn verbrochen hätte, daß man ihm nach dem Leben trachte?

'Du hast gar nichts verbrochen,' erwiderte die Qualle,

'aber wie sollen wir deine Leber bekommen, ohne daß du geschlachtet wirst? Und deine Leber müssen wir haben, denn ohne die kann unsere Prinzessin nicht gesund werden. Also füge dich in dein Schicksal und mache keinen Lärm; es ist genug, daß ich dich von Herzen bedauere, mehr kannst du nicht verlangen.' Damit ging die Qualle fort, und der Affe war ganz starr vor Schrecken und Erstaunen. In seinen Eingeweiden wühlte es, und es war ihm, als würde seine Leber schon aus seinem Bauche geschnitten, so daß er sich unwillkürlich zusammenkrümmte.

Doch in seiner Herzensangst verlor er die Besinnung nicht, sondern er dachte darüber nach, wie er sich wohl retten könnte, und richtig! nach einigem Sinnen fand er guten Rat. Hatte ihn die Schildkröte schlau bethört, so sollte sie erfahren, daß er auch nicht zu den Dummen gehörte. So stellte er sich ganz sorglos und sprang vergnügt umher; als es aber bald darauf anfing zu regnen, begann er laut zu heulen und zu schreien. Die Schildkröte, die zu seiner Hauptpflegerin bestellt war, kam herbei und fragte nach dem Grunde seiner Klagen, und da erzählte ihr der Affe mit den kummervollsten Gebärden, er habe seine Leber zum Trocknen auf einen Busch gehängt, und wenn es nun immerfort regne, so müsse sie verderben, und er könne sie nicht mehr brauchen. Und dabei wehklagte und winselte der Schalk, daß es einen Stein erbarmen mußte, und rief fort und fort, warum man ihn so eilig aus seiner Heimat entführt hätte, ohne daß er seine Leber hätte mitnehmen können.

Nun war guter Rat teuer! Verblüfft standen alle da, und sofort beschlossen sie, daß die Schildkröte den Affen wieder ans Land bringen solle, damit er seine Leber holen könne; zugleich ward sie bei strenger Strafe dafür verantwortlich gemacht, daß sie den Affen keinen Augenblick außer Acht ließe, damit er heil und gesund mit der wertvollen Leber zurückkäme. Der Affe aber wußte durch allerlei Reden, mit denen er den Aufenthalt im Meerpalaste rühmte, die Schildkröte sorglos und vertrauensvoll zu machen, so daß sie zuletzt gar nicht mehr auf ihn Acht gab. Sie kamen ans Land, wanderten wohlgemut in die

Berge, und als der Affe seine Familie erblickte, entwischte er der Schildkröte und erzählte allen die entsetzliche Geschichte, die ihm widerfahren war. Und da gab es ein Zetergeschrei über die Unbill, und die Affengesellschaft kam überein, sich gehörig an der Schildkröte, die den Affen entführt hatte, zu rächen. Sie liefen auf sie zu, legten sie mit vereinten Kräften auf den Rücken und rissen ihr unbarmherzig das Brustschild vom Leibe. Mit bitteren Vorwürfen und Scheltreden überhäuft, jagten sie nun die Schildkröte fort, die noch froh war, mit dem Leben davon zu kommen. Matt und verdrossen eilte sie zu dem Palaste der Prinzessin zurück, denn ihre Brust, die kein Schild mehr hatte, war bloß, und die Kälte, die sie empfand, machte sie elend und krank. Als sie angelangt war und alles erzählt hatte, was ihr widerfahren, da wurde großer Rat gehalten und vor allem ausgeforscht, woher wohl der Affe den Grund seiner Entführung erfahren habe. Und siehe da! — der Verdacht blieb auf niemand anders als auf der unglücklichen Qualle hängen, und zuletzt mußte sie eingestehen, daß sie die Übelthäterin sei und alles an den Affen ausgeplaudert habe. Da wurde die Prinzessin sehr böse und nahm zur Strafe der Qualle ihre Schale ab, aus der sie der Schildkröte ein neues Brustschild machen ließ. Und so ist es gekommen, daß die Qualle bis auf den heutigen Tag ihren weichen Körper ohne allen Schutz im Meere herumtragen muß. Wäre sie nicht vorwitzig gewesen und hätte sie nicht geplaudert, dann hätte sie ihre Schale wie alle andern ihres Geschlechtes behalten.

(Brauns, japanische Märchen. S. 64 ff. Vgl. Junker von Langegg, japanische Theegeschichten I, 1884. S. 341 ff.)

---

110. Die Erbsensteine.

In einer Zeit großer Teuerung trug sich's zu, daß ein reicher Bauer in der Mark, der noch mehrere Ernten liegen hatte, vermeinte, er werde Hungers sterben müssen. Denn solche Zagheit befällt oft die Geizigen, und weil das Korn sich nicht mehren und nicht wohlfeiler werden wollte, so besäete der

Geizige seinen Acker mit Erbsen, aber ganz heimlich, und sprach dazu:

'Ich säe Erbeis, (so im alten Deutsch = Erbsen)
Daß's weder Gott noch die Welt weiß.'

Aber ein Nachbar, welcher der Erbsen wirklich bedurfte und deren ebenfalls säete, hörte diese Worte und rief jenem auf seinen Acker hinüber:

'Lieber Nachbar! Ich säe auch Erbeis,
Aber, daß Gott und die Welt darum weiß.'

Da geschah das Wunderbare, daß dieses Mannes Erbsensaat keimte und fröhlich aufgrünte, aber die Saat des Geizigen ist durch Gottes Schickung samt der Ackerkrume versteinert. Und die in Steine verwandelten Erbsen sind noch heutiges Tags vorhanden. Man kann darin Erbsen aus der versteinerten Ackerkrume gleichsam wie aus einer Hülse lösen, und die Hülsen selbst lösen sich vom Gestein ab und sind steinern.

Solcher Erbsensteine und Erbsenäcker finden sich aber nicht allein in der Mark, sondern auch in Thüringen und in Westfalen.

(Ludw. Bechstein, deutsches Sagenbuch. Lpg. 1853. S. 318 f.)

---

111. Das Heidekraut.

Auf weiten, weiten Ebenen wächst das Heidekraut. Von ihm geht die Sage, es sei von dem Blute der Heiden, die dort erschlagen wurden und die in den Hünengräbern liegen, so rot gefärbt worden.

(Strantz, Blumen in Sage u. Gesch. S. 365. Warnke, die Pflanzen, 212. Pieper, Volksbotanik, 307.)

---

112. Die Nachtigall.

1. Man erzählt, die Nachtigall sei eine verwünschte Schäferin. Ihren Bräutigam, einen Schäfer, behandelte sie schlecht und ließ ihn bis spät in die Nacht hinein ihre und

seine Schafe treiben. Lange schon hatte sie ihm die Ehe versprochen, aber nie hielt sie ihr Wort, bis der Schäfer endlich einmal im Unmut ausrief: 'Ich wünsche, daß du bis an den jüngsten Tag nicht schlafen könnest!' So ist's denn auch gekommen, die Nachtigall schläft auch bei Nacht nicht und singt ihr Klagelied in folgenden Worten: 'Is Tid, is Tid — to wiet, to wiet — Trizy, Trizy, Trizy, — to Bucht, to Bucht, to Bucht!' (d. h. ''S ist Zeit, 's ist Zeit! Du triebst zu weit, zu weit! Trizy! Trizy! Trizy! (so hieß nämlich ihr Hund) Nach Haus, nach Haus, nach Haus.' Der Ruf 'to Bucht' ist der gewöhnliche Schäferruf, wenn der Hund die Schafe im Bogen treiben soll.) Darauf pfeift sie noch dreimal und schweigt dann. (A. Kuhn, Sagen aus Westfalen II, S. 75.)

2. Einst war eine Schäferin, die hatte einen trauten Gesellen als Bräutigam, der sie treu und wahrhaft liebte. Es war aber auch eine böse Hexe, welche die Schäferin deswegen beneidete. Da verwandelte die Hexe das Mädchen in eine Nachtigall; ihr Bräutigam wollte ihr zwar zu Hülfe eilen, aber die Hexe trat ihm entgegen, so daß er nicht von der Stelle konnte. Nun wurde die Nachtigall überaus traurig, und bis auf den heutigen Tag singt sie nichts als ein Trauerlied über das andere. Jeden Vers aber schließt sie mit den Worten: 'To Bucht! To Bucht!' als ob sie noch Schäferin wäre und ihre Herde vor sich hertriebe.

(Haas, rügensche Sagen u. Märchen 1891. S. 146.)

---

113. Die Gemse.

Die Gemse ist ein Tier des Teufels. Der hat sie erschaffen und ihr den Bart über den After gesetzt. Und er verlockt durch sie die Jäger zu halsbrechenden Wagnissen.

(Wuttke, Aberglaube S. 120. Aus Tirol.)

---

114. Der doppelte Regenbogen.

Erscheinen zwei Regenbogen auf einmal am Himmel, so hat den schwächeren der Teufel gemacht, um seine Kunst zu zeigen. Er pfuscht alle Gotteswerke nach, bringt aber nie was Rechtes zustande.

(Schönwerth, aus der Oberpfalz II, 1858, S. 129. Birlinger, Volkstüml. aus Schwaben I, 1861, S. 196. E. Meier, Sagen aus Schwaben I, 227.)

---

115. Der Rabe.

Es waren einst zwei Brüder, von denen der älteste das Erbe seines Vaters überkommen, der andere aber nichts erhalten hatte. Beide Brüder waren verheiratet, aber nur die Frau des jüngeren hatte ihren Mann mit Kindern beschenkt. Als nun im Winter im Hause des Armen die Not groß geworden war, ging dieser zu seinem Bruder, der gerade Schweine geschlachtet und die Schinken in den Schornstein gehängt hatte, und bat diesen um einen halben Schinken. Aber der reiche Bruder schlug ihm die Bitte ab. Da sagte der Arme in seiner Verzweiflung: 'Nun denn, so werde ich in der Nacht kommen und einen ganzen Schinken aus dem Schornstein holen.' Darauf entgegnete der reiche Bruder: 'Wenn dir das nur nicht schlecht bekommen wird.'

In der folgenden Nacht erstieg wirklich der Arme das Dach und hatte schon einen Schinken im Schornstein ergriffen, da schoß der Reiche nach ihm und traf ihn so unglücklich, daß sein Bruder schwer verwundet vom Dache herabstürzte und nach einigen Tagen starb.

Für sein Vergehen strafte Gott den reichen Bruder und verwandelte ihn in einen Vogel und gab ihm die Gestalt eines Raben. Noch heute fliegt der Rabe zur Winterszeit im Lande umher und sucht die Abfälle von den Mahlzeiten der Menschen zu erhaschen. Das ist die Sühne dafür, daß er einst, als er noch Mensch war, dem armen Bruder den halben Schinken verweigert hat.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten I, 225 f. Vgl. das Märchen bei Bernh. Schmidt, griech. Märch., Sagen u. Volkslieder S. 132 über die Entstehung des Vogels Gkion, einer kleinen Eulenart: Es waren einmal zwei Brüder, und der eine von ihnen war Hüter in den Weinbergen. Zu diesem sagte einst der andere, Antonis mit Namen: 'Heut Abend komm ich und stehle dir Trauben.' Da entgegnete jener: 'Komm nur, ich erschieße dich.' Am Abend kam Antonis wirklich und versuchte, Weintrauben zu stehlen. Sein Bruder schoß, nur um ihn zu erschrecken, traf ihn jedoch wider Willen; und als er näher kam, fand er ihn in seinem Blute. Da bat er Gott in seinem Schmerz, er möge ihn in einen Vogel verwandeln, auf daß er ewig seinen Bruder beweine. Gott erhörte ihn und verwandelte ihn in den Vogel Gkion. Seitdem klagt er um seinen Bruder Antonis und ruft in einem fort 'Nton! Nton!')

---

116. Der Hahn.

Einst hatten sich die Tiere gegen den Löwen, ihren König, verschworen und den Beschluß gefaßt, ihn in der Nacht zu töten. Der Wolf, der Bär und der Tiger sollten den Mord vollbringen. Den Hasen aber sandte man als Kundschafter aus und den Fuchs als Ratgeber. Unter den Tieren befand sich jedoch eines, das mit dem Anschlag nicht einverstanden war, und das war der Hahn. Der fürchtete nämlich, wenn der Löwe tot sei, so werde die Herrschaft über die Tiere an die Vögel kommen, unter den Vögeln aber werde der Adler König werden. Um das zu verhindern, machte sich der Hahn noch vor den Mördern auf, weckte den Löwen und verriet ihm den ganzen Plan. Der Löwe fing die Mörder ein und schenkte sie einem Zauberer, unter der Bedingung, daß dieser dem Hahn als Auszeichnung einen Orden verschaffe. Da gab der Zauberer dem Hahn den roten Kamm, der ihn ziert. Der Hahn aber, eingedenk dieser Auszeichnung, erwacht seitdem stets nach kurzer Ruhe und weckt alle Schläfer.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten II, 171.)

---

117. Der Krieg der Tiere.

Als die Tiere geschaffen waren, bat die Maus um Flügel, damit sie auch wie ein Vogel fliegen könnte. Kaum war ihr der Wunsch gewährt, so entbrannte um ihretwillen ein heftiger Streit. Der Löwe, der König der Vierfüßler, wollte sie zu seinen Unterthanen zählen, während der Adler sie als seine Untergebene betrachtete. Der Streit führte dahin, daß der Löwe mitsamt den Vierfüßlern und der Adler mitsamt den Vögeln sich den Krieg erklärten.

Vor der Schlacht sandten die Vierfüßler den Frosch zu den Fischen, daß er sie um ihren Beistand bitten möchte. Vergebens suchte ihn der Krebs, der ein Verräter war, von seinem Vorhaben abzubringen. Er erfüllte seinen Auftrag, und die Fische schickten die Krokodile, dem Löwen und seinen Streitern beizustehen. Aber auch die Vögel sahen sich nach Hilfe um. Sie entsandten die Biene, die sie für eine gute Rednerin hielten, mit einem Hilfegesuch zu den Insekten. Die wollten freilich lange Zeit hindurch von dem Kampfe nichts wissen, endlich aber machten sie sich doch fertig, daran teilzunehmen.

Unterdessen war die Schlacht längst entbrannt. Die Fledermaus hielt es stets mit der siegenden Partei: bald stand sie auf der Seite der Vierfüßler, bald war sie bei den Vögeln. Endlich aber siegte der Löwe mit seinen Tieren. Seit der Zeit darf sich die Fledermaus weder bei den Vierfüßlern noch bei den Vögeln sehen lassen: war doch um sie der Kampf geführt worden, und doch hatte sie es mit keiner Partei treu gehalten. Die Vögel aber waren auf die Insekten erzürnt, denn diese waren erst auf dem Kampfplatz erschienen, als die Schlacht bereits verloren war. Seitdem verfolgen die Vögel die Insekten wegen ihrer Saumseligkeit. Aber auch die Biene wird von den Vögeln verfolgt, denn sie meinen, daß jene ihre Pflicht nicht in der rechten Weise gethan hat. Da aber die Biene an der Lässigkeit der Insekten doch gar keine Schuld trägt, so gab ihr der Teufel auf ihre Bitte eine Waffe, um sich gegen die Vögel verteidigen zu können, das ist der Stachel. Auch die Fische werden

von den Vögeln verfolgt, denn sie hatten deren Feinden Hilfe gebracht.

Da der Krebs den Frosch zur Untreue hatte verleiten wollen, so ward er von diesem angeklagt. Der Löwe, der König der Tiere, und seine ersten Räte, der Wolf, Tiger und Bär, wohnten dem Gerichte bei. Das Amt des Häschers hatte der Hund. Richter war der Fuchs. Dieser war von dem Krebs bestochen worden, daß er ihn freisprechen solle, aber der Frosch führte seine Anklage so nachdrücklich und stand überdies wegen seiner so gut ausgerichteten Botschaft in einem solchen Ansehen, daß der Fuchs aus Furcht vor dem Löwen und seinen Räten nicht wagte, den Krebs freizusprechen. Aber seine Schlauheit fand einen Ausweg. Er verurteilte nämlich den Krebs zum Tode im Wasser. Der Spruch wurde vollzogen. Man warf den Verbrecher in den Fluß, und da schwamm er lustig davon. Als der Löwe das sah, wurde er zornig und wollte den falschen Richter mit dem Tode bestrafen. Der Fuchs aber hatte sich aus dem Staube gemacht, denn er witterte Unheil. Da schickte der Löwe den Hund nach dem Fuchs aus, daß er ihn suchen und herbeischaffen sollte. Seit dieser Zeit wird der Fuchs von dem Hunde verfolgt.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) II, 159 f. Vgl. hierzu R. Reusch, Sagen des preuß. Samlandes 2. Aufl. 1863, S. 40 f.: Die Vögel führten einst mit den vierfüßigen Tieren Krieg. Die Fledermaus, die jedenfalls der siegenden Partei angehören wollte, hielt sich immer zu derjenigen, die sie im Vorteile sah. Unter den Vögeln gab sie sich für einen Vogel aus, unter den vierfüßigen Tieren für eine Maus. Nachdem aber der Friede geschlossen war, wurde man des Betrugs inne. Von beiden Parteien verurteilt, scheut sie es seitdem, sich bei Tage sehen zu lassen, und das ist der Grund, weshalb sie erst in der Dunkelheit ausfliegt.)

---

118. Die Fledermaus.

Einst hatten die Vögel ein Schiff gemietet und es mit Waren befrachtet: sie wollten Handel damit treiben und den Gewinn untereinander teilen. Aber die Fledermaus stahl von

den Waren heimlich ein Stück Tuch. Die Vögel bemerkten den Diebstahl und bekamen bald heraus, daß niemand anders als die Fledermaus ihn ausgeführt habe. Ein Vogel rief: 'Eins, Eins, Eins,' ein anderer: 'Zwei, Zwei, Zwei,' noch ein anderer aber: 'Drei, Drei, Drei;' damit meinten sie die gegestohlenen Stücke Zeug. Als die Fledermaus das hörte und sah, daß der Diebstahl offenkundig war, flog sie davon. Seit der Zeit läßt sie sich nur noch abends sehen, damit ihr die Vögel den Diebstahl nicht vorwerfen können.

(Veckenstedt, Mythen, Sagen u. Legenden der Zamaiten (Litauer) II, 177.)

---

119. Die Hyäne.

Der Schakal und die Hyäne waren beisammen, als eine weiße Wolke aufzog. Da stieg der Schakal hinauf und aß, als sei es Fett, von der Wolke. Als er hinunter wollte, sagte er zu der Hyäne: 'Schwesterchen, da ich dir auch etwas lassen will, fange mich recht hübsch auf!' Da fing sie ihn auf. Dann folgte sie seinem Beispiel und aß auch dort oben. Als sie satt war, sprach sie: 'Mein Bruder, du Fahler, fange mich nun auch hübsch auf!' Da antwortete der Fahle: 'Ich werde dich schon auffangen, komm nur herab.' Da hielt der Schakal die Hände auf, und die Hyäne kam von der Wolke herunter. Als sie nun nahe war, rief der Schakal, indem er wie vor Schmerz beiseite sprang: 'Ach Schwesterchen, nimm mir's nicht übel. O weh, o weh, o weh! Ein Dorn hat mich gestochen und sitzt nun fest!' Die Hyäne stürzte also herunter, ohne aufgefangen zu werden, und seitdem ist ihr linker Hinterfuß kürzer als der rechte.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 12 f. (Hottentottenmärchen.) Wenn die Hyäne sich zuerst in Bewegung setzt, so scheint sie auf den Hinterfüßen zu lahmen.)

---

120. Die Buschtaube und der Reiher.

Der Schakal kam einst zu der Buschtaube, die oben auf einer Felsenspitze wohnte, und sagte: 'Gieb mir doch eins deiner

Kinderchen.' Die Taube erwiderte: 'Nein, das will ich wohl bleiben lassen.' Da sagte der Schakal: 'Geschwind gieb's, sonst fliege ich hinauf.' Da warf sie ihm eins herunter. Ein ander Mal kam er wieder, begehrte abermals ein Kindchen, und sie gab es ihm ohne weiteres. Als der Schakal sich davon gemacht hatte, kam der Reiher und fragte: 'Taube, warum weinest du?' Da sprach die Taube: 'Der Schakal hat mir meine Kinderchen genommen, darum weine ich.' Da fragte er sie: 'Wie kann er sie dir denn nehmen?' Da erwiderte sie: 'Als er mich um sie bat, schlug ich's ab; als er aber sagte: „Ich werde hinauffliegen, darum gieb sie mir nur," da warf ich sie ihm hinunter.' Da sprach der Reiher: 'Und du bist so dumm und giebst den Schakalen, die gar nicht fliegen können, deine Kinder?' Hierauf ermahnte er sie noch, keins mehr zu geben, und ging weg.

Als nun der Schakal wiederkam und sagte: 'Taube, gieb mir ein Kindchen,' da weigerte sich die Taube und sagte: 'Der Reiher habe ihr erzählt, der Schakal sei gar nicht imstande zu fliegen.' Da murmelte der Schakal: 'Wart! den will ich schon kriegen!' und ging seines Weges.

Als der Reiher nun eines Tages am Ufer eines Gewässers stand, fragte ihn der Schakal: 'Bruder Reiher! wenn der Wind von dieser Seite weht, wie stehst du dann?' Der Reiher wandte ihm seinen Nacken zu und sprach: 'So stehe ich, ich beuge meinen Nacken auf die eine Seite.' Der Schakal fragte ihn wiederum: 'Wenn aber nun ein Gewitter kommt und es regnet, wie stehst du dann?' Jener gab ihm zur Antwort: 'Dann stehe ich so, indem ich meinen Nacken hierhin beuge.' Da schlug ihn der Schakal auf den Nacken und brach ihn mitten entzwei. Seit jenem Tage ist des Reihers Nacken rund gebogen.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 16 f., Hottentottenmärchen.)

---

121. Warum der Schakal einen langen schwarzen Streifen auf dem Rücken hat.

Die Sonne befand sich einst auf der Erde. Die Menschen waren damals gerade im Umzug begriffen und sahen sie wohl

am Wege sitzen, gingen aber, ohne sie zu beachten, vorüber. Der Schakal aber, der hinter ihnen herkam und die Sonne auch da sitzen sah, ging zu ihr heran und sprach: 'Solch ein hübsches Kind lassen die Menschen zurück?'

Er hob die Sonne auf und steckte sie in das Awafell, das er auf dem Rücken trug. Da es ihn aber brannte, so sprach er: 'Komme herab!' und schüttelte sich. Die Sonne klebte aber auf seinem Rücken fest und brannte an dem Tage des Schakals Rücken für immer schwarz.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 52, Hottentottenmärchen.)

---

122. Vom Chamäleon.

Nachdem die Menschen geschaffen waren, so erzählen die Zulus, gefielen sie Gott, und er schickte das Chamäleon zu ihnen mit der Nachricht, daß sie niemals sterben sollten. Als dies bekannt wurde, so war große Freude auf Erden. Die Menschen betranken sich bei Tag und bei Nacht und thaten, was ihnen nur in den Sinn kam. Da merkte Gott, daß er einen Fehler gemacht habe. Er schickte also die Eidechse herunter, und weil es für ihn nicht passend gewesen wäre, sein Wort zu brechen, so mußte die Eidechse den Kaffern erzählen, das Chamäleon habe gelogen. Als die Kaffern solches erfuhren, ergrimmten sie sehr über das Chamäleon und machten Jagd darauf, um es umzubringen. Das Chamäleon aber entsetzte sich dermaßen, daß es ganz weiß wurde vor Schrecken, und da es zuvor braun gewesen war, so erkannten es die Kaffern nun nicht mehr, und es entging der Verfolgung. Seit dieser Zeit ist bei den Menschen der Tod und beim Chamäleon der Farbenwechsel üblich geworden.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 58 Anm., aus der Gartenlaube 1863, Nr. 24 entnommen, wozu eine Variante beigebracht ist.)

---

123. Warum der Felshase keinen Schwanz hat.

An dem Tage, da die Tiere ihre Schwänze zugewiesen erhielten, war der Himmel mit Wolken überzogen, und es

drohte zu regnen. Daher wagte der Felshase sich nicht aus seiner Höhle hervor, sondern bat die anderen Tiere, ihm doch seinen Schwanz mitzubringen. Alle Tiere kamen mit Schwänzen versehen zurück, aber keines brachte dem Felshasen den seinigen mit. Bis auf den heutigen Tag hat deshalb der Felshase noch immer keinen Schwanz und kann nicht, wie die anderen Tiere, mit dem Schwanze wedeln.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 80, Märchen der Bantu.)

---

124. Warum die Hyäne ein buntes Fell hat.

Der Schakal stand einst am Wasser und fing sich Fische; bald hatte er eine beträchtliche Anzahl gefangen, zog sie heraus und aß davon. Als er gesättigt war, da dachte er: 'Wer soll nun die übrigen Fische verzehren, die ich gefangen habe?' Während er das noch bei sich überlegte, kam die Hyäne des Weges. Sobald der Schakal ihrer ansichtig wurde, rief er sie heran und sagte: 'Siehst du all diese Fische hier, Hyäne? Iß davon, wenn du magst.' Die Hyäne fraß gierig den ganzen Vorrat auf; das verdroß indessen den Schakal.

Inzwischen kam ein Perlhuhn herbei, ließ sich auf einem Baume nieder und sang: 'Kilkal, Kilkal!' Als die Hyäne das schön gesprenkelte Gefieder des Perlhuhns bemerkte, rief sie: 'Ach, hätte ich doch auch ein so herrlich geflecktes Fell!' 'Weißt du, wer diese bunten Sprenkel macht?' entgegnete der Schakal, 'das thue ich!' 'Ach,' rief die Hyäne, 'wolltest du mein Fell doch auch mit diesen schönen Flecken schmücken!' 'Warum denn nicht,' meinte der Schakal scheinbar gutmütig; 'wenn du so gern ein derartig gesprenkeltes Fell haben willst, so hole mir nur ein scharfes Messer und etwas weiße Erde.'

Die Hyäne, die in ihrer Dummheit nicht ahnte, daß der Schakal über ihr gieriges Fressen ärgerlich sei, lief davon und kehrte bald mit ein wenig weißer Erde zurück, auch ein scharfes Messer brachte sie mit sich. Der Schakal gebot ihr nun, sich niederzusetzen, hielt sie mit der einen Hand beim Kopfe fest,

während er mit der anderen lustig hier und dort Einschnitte in ihren Rücken machte, dabei sang er fröhlich:

'Du aßest meine Fische
Ich rudre nun auf deinem Rücken.'

Endlich riß sich die Hyäne los und humpelte voller Schmerz mit ihrem schöngezeichneten Körper davon. Der Schakal aber lachte ganz unbändig, daß er den Rücken der Hyäne so schön hatte zurichten können.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 83 f., Märchen der Haussa.)

---

125. Der Storch und die Kröten.

Der Storch legte seine Eier in einen hohlen Baum und brütete sie aus. Als die jungen Störche aber herauskamen und nach Nahrung schrieen, hatte Frau Storch nichts, was sie ihnen hätte geben können. Endlich versuchte sie, auf Anraten einer Freundin, die Kröten im nahen Sumpfe zu überlisten. Leise legte sie sich vor Tagesanbruch neben dem Sumpfe nieder, streckte die Beine von sich, ließ die Flügel schlaff herabhangen, öffnete den Mund und schloß die Augen, ganz als ob sie tot sei.

Der Tag brach an; da hob eine Kröte den Kopf aus dem Wasser hervor und schaute sich um. Schnell tauchte sie wieder unter und rief allen anderen Kröten zu: 'Kommt herbei, vor unserer Hausthüre liegt ein toter Körper.' Eine Kröte nach der andern hob nun den Kopf aus dem Wasser empor und guckte den Storch an, dann hielt man Kriegsrat, und auf Vorschlag ihrer weisen Männer stiegen die Kröten ans Land und begannen den Storch fortzuschleppen. Dabei sangen sie: 'Schlepp ihn fort und laß ihn liegen!' Der Storch ließ alles ruhig mit sich geschehen. Als die Kröten ihn nun eine ziemliche Strecke fortgeschleppt hatten, ließen sie den Körper liegen und machten sich auf den Heimweg. Da sprang der Storch mit Blitzesschnelle auf und eilte ihnen nach; bald hatte er eine eingeholt und verschlungen, und wenn die anderen auch davon=

eilten, so schnell sie konnten, dennoch holte der Storch eine nach der andern ein und steckte sie in seinen Sack. Dann eilte er nach Hause und war vergnügt, daß er Nahrung für seine Kinder gefunden hatte. Darum werden die Kröten plötzlich still, sobald sich jemand dem Sumpfe nähert, darinnen sie sind; sie haben Angst, der Storch komme wieder.

(Bleek, Reineke Fuchs in Afrika, S. 150 f., Märchen der Bornu.)

---

126. Kamerunisches Vogelmärchen.

In einer großen Vogelfamilie sollte eine fröhliche Hochzeit gefeiert werden. Die Boten wurden zu allen Verwandten ausgeschickt, um sie einzuladen. Aber auch Freunde und Bekannte sollten zu Gaste gebeten werden, und es war ein Glück, daß die Boten Flügel hatten, sonst wären sie am Ende zu spät mit ihren Einladungen fertig geworden.

An dem Tage, als sie überall herumflogen, saß der Vogel Kang, mürrisch und häßlich wie immer, in seinem Neste. Da trat plötzlich seine Mutter zu ihm und sagte: 'Ermuntere dich, Kang. Eben ist eine Hochzeitseinladung an dich ergangen. Der Bote wartet auf Bescheid, er ist sehr eilig.' Kang gehörte zu den allerfernsten Freunden und hatte kaum auf eine Einladung zu hoffen gewagt. Wohl aber hatte er seinen Nachbar, den bildschönen Munga, schon oft von dieser Hochzeit sprechen hören. Denn ohne den wurde kein Fest gefeiert. Das wußte Munga ganz genau, und Kang wußte es auch. Darum war Kang jetzt doppelt erfreut über die Einladung und redete so freundlich mit dem Boten, wie es sonst kaum seine Art war. 'Du bist so eilig,' sagte er zuletzt, 'der Tag ist ja noch lang, verweile dich doch etwas.' Aber der Bote schüttelte das Köpfchen. 'O nein,' sprach er, 'das geht nicht an. Jetzt muß ich noch zu Munga, und dann muß ich weiter über den Fluß. Da drüben wohnt noch eine große Verwandtschaft der Braut. Ehe ich die alle gefunden habe, wirds Abend sein.' 'Nun, so werde ich dir den Gang zu Munga abnehmen,' sagte Kang, dem plötzlich ein ganz schlechter Gedanke gekommen war, 'ich wollte

heute so wie so zu ihm, denn er ist krank, und wir sind große Freunde, und er liebt es sehr, wenn ich ihm Gesellschaft leiste.' 'Wie, Munga ist krank?' rief der Bote. 'Da kann er wohl garnicht zur Hochzeit kommen?' 'Er kann ja noch bis dahin gesund werden,' sagte Kang, 'doch fürchte ich selbst, daß wir seine angenehme Gesellschaft diesmal entbehren müssen.' Die letzten Worte des Kang klangen dem Boten fast wie Spott, doch als er Kang ansah, war dieser ganz ernsthaft und fügte betrübt hinzu: 'Ich will gleich zu ihm gehen, der arme Munga!' 'So grüße ihn,' sagte der Bote, 'und richte meinen Auftrag auf jeden Fall aus.' Als der Bote weg war, fragte Kangs Mutter: 'Was ist es mit Mungas Krankheit? Ich habe ja noch garnichts davon gehört.' Kang antwortete nicht, und sie machte sich an ihre tägliche Arbeit. Als sie nach einer Weile zurückkam, war Kang fort. Sie vermutete ihn bei Munga, und da war er auch.

Munga saß in der Sonne, und seine prächtigen Federn glänzten und funkelten, daß es eine Lust war, ihn anzusehen. Er war so recht von Herzen vergnügt und verwunderte sich darum nicht wenig über Kangs Begrüßung. Denn dieser sagte: 'Armer Munga, wie geht es dir?' 'Wie soll es mir gehen,' entgegnete Munga, 'du thust ja, als ob ich krank gewesen wäre! Gut geht's mir!' Kang stellte sich höchst erstaunt und spra kopfschüttelnd: 'Was ist es denn, was der Bote sagte?' 'Welcher Bote?' fragte Munga. 'Nun der, der mich eben zur Hochzeit einlud. Er sagte, daß ihm das mit Munga doch recht leid thäte, und ich faßte das so auf, daß du krank wärest und abgesagt hättest.' 'Kang,' sagte da Munga ganz ruhig, 'ist das wirklich war, bist du zur Hochzeit eingeladen, und an mir ist der Bote vorüber geflogen?' Kang kam es jetzt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht weiter an. Er antwortete kalt: 'Ja, so ist es.' 'So habe ich einen Feind,' sprach Munga, 'der mich auf irgend eine Art verraten hat. Wer mag es aber sein?' Als Kang darauf nichts erwiderte, fragte ihn Munga nochmals: 'Kang, kannst du dir denken, wer es sein könnte?' Kang sann ein Weilchen nach, dann

sprach er: 'O, es giebt viele unter den Vögeln, die dich um deine Schönheit beneiden. Sie alle werden dafür gesorgt haben, daß du nicht eingeladen bist. Denn wenn du nicht da bist, sind sie vielleicht die schönsten.' 'Was soll ich thun?' sprach Munga. 'Ich bin zu stolz, um ungeladen hinzugehen.' 'Nein, das geht natürlich nicht,' sagte der lügnerische Kang, 'aber räche dich!' 'Ich kann mir keine Rache ausdenken,' erwiderte Munga. 'Mir fällt eben etwas ein,' sagte Kang, 'was ein köstlicher Spaß wäre und all deinen Neidern großen Ärger bereiten würde.' 'Und was wäre das?' fragte Munga. 'Sage es, denn ich vertraue dir, da du dich heute wie mein wahrer Freund zeigst.' Kang kam nun mit seinem Vorschlag heraus, der von Anfang an das Ziel seiner Lügen gewesen war. 'Du borgst mir dein Kleid,' sprach er, 'ich bin geladen, kann also kommen, wie ich will. Wie werden deine Feinde sich ärgern, wenn sie sehen, daß ihre Erwartung getäuscht ist, und daß dein Kleid sie alle überstrahlt.'

Munga gefiel dies nicht recht, denn so etwas war noch nie unter den Vögeln vorgekommen, nein, noch nie. Denn Mungas Großvater hatte bis vor kurzem gelebt und wußte viel zu erzählen, aber so etwas, daß ein Vogel dem andern sein Kleid borgte, hatte der Großvater nie erzählt. Darum sagte Munga zu Kang: 'Ich mag nicht, Kang, denk dir was Besseres aus.' Kang sagte aber, er wüßte nichts Besseres, und es wäre auch Zeit, daß er seine Hochzeitsvorbereitungen träfe. Und er wollte gehen. Munga war sehr verdrießlich, wie er so alles bedachte, und zuletzt willigte er doch ein und sagte: 'Nun, so nimm mein schönes Kleid. Ich werde derweilen deins anziehen. Freilich sieht es recht häßlich aus. Mach mir nur in meines keine Flecken, das sage ich dir, und bringe mir's gleich nach der Hochzeit wieder!'

Es war eine sehr lustige Hochzeit, die dann gefeiert wurde, hoch oben auf den Baumwipfeln. Spät am Abend flogen die Gäste in bester Stimmung nach Hause. Kang allein hatte sich nicht so fröhlich gefühlt, wie die andern. Denn sie hatten ihn zuerst für Munga gehalten und waren ihm erfreut entgegen-

gekommen, doch als sie ihn erkannten und mit Staunen bemerkten, daß er sich mit fremden Federn geschmückt hatte, drehten die meisten ihm den Rücken zu und wollten nichts von ihm wissen. Nur eine kleine Gruppe von niedrigen Vögeln hielt sich zu ihm und ließ sich allerlei abenteuerliche Dinge von ihm erzählen, die er angeblich erlebt hatte.

Und nun alles vorbei war, konnte Kang sich nicht entschließen, nach Hause zu gehen. Er blieb die Nacht allein auf einem niedrigen Gesträuch sitzen und grübelte über seine Zukunft nach. Bei Sonnenaufgang war er sich klar, was er thun wollte. Er breitete seine Flügel aus, die mit Mungas köstlichen Federn bedeckt waren, und flog weit weg von seiner Heimat, in eine Gegend, wo ihn niemand kannte und wo er bald allgemein bewundert wurde.

Der arme Munga aber saß viele Tage still in seinem Nest und wartete auf Kang. Von einem Tage zum andern hoffte er: 'Heute wird Kang mir mein Kleid bringen.' Aber immer vergeblich. Endlich mußte er einsehen, daß er furchtbar betrogen war. Da wurde er sehr traurig, und du kannst ihn noch heute am Flusse sitzen sehen und seinen klagenden Ruf vernehmen: 'N-Kang! N-Kang!'

Aber so oft er auch den bösen Kang ruft, der kommt gewiß nicht wieder.

(Elli Meinhof, Märchen aus Kamerun, erzählt von Njo Dibone. 2. A., 1889, S. 21 ff.)



Druck von B. G. Teubner in Leipzig.